Neue moralische
Erzählungen

von

August Lafontaine.

Fünftes Bändchen

enthält:

1) Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze, oder Nouelle d'Agassau. Französische Geschichte.
2) Das Opfer.

Berlin, 1799.

Germ.
KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
149 b/5

Die Wirt
der
selbstsüchtigen

Die Wirkungen
der
selbstsüchtigen Grundsätze.

Novelle d
Edelmann, n
früh unabhä
in die Hö
schen, der
heit für
Reicher
mit sei
Anbl
Der
Lei
K

Nouelle d'Agassau, ein sehr reicher junger Edelmann, war durch den Tod seiner Eltern sehr früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menschen, der die Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden der Großen und Reichen hielt. Dieser führte ihn zu Paris, wo er mit seinem Zöglinge lebte, früh in die Welt. Der Anblick der Verbrechen aller Art, der Leichtsinn der Großen gegen die Sittlichkeit, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und kultivirten Knaben machte, verdarben das Herz des jungen Nouelle. Seine Bekanntschaften, die er als Jüngling machte, vollendeten sein Verderben. Er nahm sehr früh das System der Pariser Welt an: „nur für sich und sein Vergnügen zu leben,"

und sein feiner Kopf suchte sich dieß als das einzig wahre System des menschlichen Lebens zu erweisen. Rouelle war ein Philosoph auf seine Weise. Das Vergnügen ist meine Bestimmung, sagte er; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit sichert ihn. Das war sein System, und er lebte darnach. Die Moral schien ihm eine Grille, die für den Pöbel und für den Dummkopf gemacht war. Der Schein der Tugend war ihm Alles, und man hielt ihn zu Paris für einen der tugendhaftesten Jünglinge.

Auf einer Reise nach Poitou, wo seine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil die Ergießung des Flusses die Brücke weggerissen hatte. Er ging, weil das Wirthshaus sehr elend war, auf das wohlgebaute Haus eines Pächters im Dorfe, um dort die Nacht zuzubringen. Der Pächter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigsten Freundlichkeit auf, und räumte ihm das schönste Zimmer des Hauses ein.

Rouelle kam am Abend herab, um mit dem Pächter zu essen. Er erstaunte, da er neben dem Vater das reizendste Mädchen, das er je gesehen hatte, stehen sahe. Ihr geistvoller Blick, ihr Gespräch am Tische, überzeugten ihn sehr bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Erziehung gehabt hatte. Ihr Vater hatte lange in der Welt gelebt, und war, der Unruhe der Welt müde, mit dem Reste seines Vermögens hieher geflohen, um hier der Ruhe und der Erziehung seiner Tochter zu leben.

Der Anblick des Mädchens hatte Rouellens Sinnlichkeit empört. Nicht gewohnt, bei Wünschen stehen zu bleiben, sucht' er einen Vorwand, ein Paar Tage in dem Hause zu bleiben, den ihm die Gastfreundschaft seines ehrwürdigen Wirthes bald gab. Er gebrauchte die Zeit, sich mit Susannens Schwächen bekannt zu machen, und er mußte sich gestehen, daß seine gewöhnlichen Netze zu schwach waren, das Herz des Mädchens fest zu halten. Er mußte abreisen, ohne einen Schritt

weiter zu seyn, als bei dem ersten Augenblicke, da er sie sah. Das Mädchen redete von Tugend, und redete mit so vielem Ernst davon, daß er gezwungen war, diese Tugend für mehr als eine Grimasse zu halten. Er hütete sich, seine Grundsätze zu zeigen. Er kam auf seiner Rückreise wieder. Seine Bescheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und seine Liebenswürdigkeit Susannens Wohlwollen. Er fand bei dem Mädchen so viele Festigkeit, daß er jeden Schritt vorwärts mit der feinsten Behutsamkeit machte. Alle seine Pariser Künste reichten bei diesem Herzen nicht aus. Er hielt alle Weiber für eitel und sinnlich, und hier sahe er ein Herz, das weder Eitelkeit noch Wollust kannte. Eine Ahnung, daß solche Grundsätze möglich wären, wie er sie hatte, brachte das Mädchen zum Schaudern. Er gebrauchte alle Mittel, des Mädchens Sinnlichkeit, ihre Eitelkeit in Bewegung zu setzen. Vergebens. Die schönsten Stunden giengen verlohren, die so müh-

sam angelegten Scenen des Alleinseyns, des Vertrauens, brachten ihn nicht weiter, und mit der Mühe, die er sich gab, war seine Neigung gegen das Mädchen gewachsen. Er fühlte sich unzertrennlich fest an sie gebannt; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei solche Menschen," rief er sogar, von sich selbst überrascht, „und mein System ist dahin!" Das geschah nun nicht; allein seine Sinnlichkeit wurde in der That etwas besseres, sie wurde Liebe. Er fühlte, er würde nicht unglücklich, in dem Glauben an Susannens Tugend, mit ihr, sogar hier auf dem Lande leben, und da überraschte ihn der Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte, der Gedanke an eine Heirath mit dem Mädchen.

Pfui! rief er sich selbst zu bei dem Gedanken. Allein er kam desto öfter wieder, jemehr die Hoffnung sank, Susannen zu verführen. Er fühlte, daß er die Liebe des Mädchens hatte, und er verzweifelte darüber fast, daß ihre Liebe kein Mittel

war, ihre Phantasie zu bestricken und zu entflammen. Er that alles mögliche zu seinem Zwecke zu gelangen, und ein Paarmal schon hatte er Susannens Mißtrauen erregt; und das gab zu so ernsten, kraftvollen Scenen Anlaß, in denen des Mädchens Charakter, ihr Abscheu gegen die Sinnlichkeit sich so mächtig, so wahr zeigte, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menschen, unter denen eine Susanne lebte, denken sollte. Sein Herz fing an, sich dem Systeme, das sein Kopf noch immer fest hielt, zu widersetzen. Seine Liebe, diese allmächtige Leidenschaft, riß ihn unaufhaltsam fort. Es war kein anderes Mittel glücklich zu werden, als Susannen seine Hand zu bieten. Er wußte selbst nicht, wie ihm eigentlich geschah. Er fühlte jetzt sogar einen geheimen Widerwillen, auf Kosten von Susannens Ruhe selbst glücklich zu werden. Da war doch ein Mensch, dessen Glück er achtete. Er bot in einer Empfindung, deren Ruhe er noch nie empfunden hatte, Susannen

seine Hand, und da Susanne mit den Thränen des Entzückens, mit hochklopfender Brust, in seine Arme sank, da fühlte er den Lohn der bessern Menschlichkeit, er fühlte Achtung für sich selbst, und er sagte, wie er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend ist doch nicht ganz Grille!"

Susanne wurde Rouellens Weib. Auf ihr Bitten ging er mit ihr auf seine Güter. Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, dessen er nun genoß, der Anblick der Tugenden seiner Frau, ihre Keuschheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, rissen mächtig an seinem Systeme. Mächtige Zweifel dagegen stiegen in seiner Seele empor. Er wurde Vater eines Sohnes. Er nahm mit zitternder Freude das Kind an seine Brust und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Wesens, die Tugend ist keine Grille!" — Susanne gab ihm einen zweiten Sohn. Seine Freude war gemäßigter. Er war einige Monate in Paris gewesen. Eine rei-

zende Operntänzerin hatte seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht. Er kehrte nur mit halbem Herzen auf seine Güter zurück. Er reisete wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie sonst gefühlt hatte, suchte er die Bekanntschaft der schönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er seiner Frau untreu, und er suchte sein System wieder hervor, weil es seine Unruhe linderte. Er blieb länger in Paris. Er liebte seine Frau nicht mehr, allein er fühlte dennoch eine unbegrenzte Achtung gegen sie; und diese Achtung wurde ihm eine bittere Last, denn sie machte ihm in dem Genusse seiner Freuden, geheime und beunruhigende Vorwürfe. Pah! rief er endlich: die Menschen sind sich alle gleich, auch sie, auch meine Frau! Sie wollte Frau von Rouelle werden, und darum mußte sie die Rolle spielen, die sie spielte. Ihr Wunsch war Rang, Titel, Reichthum; meiner ist Vergnügen! — Sein System kam in die alten Rechte wieder, und er zwang sich,

die Achtung gegen seine Frau fallen zu lassen, und blieb in Paris. Seine Frau schrieb ihm; er antwortete mit Kälte. Sie kam nach Paris, und er sagte ihr kalt: ich habe nichts dagegen, daß Sie hier leben wollen. Sie sah seine Ausschweifungen. Sie bot alle ihre Kräfte auf, das Glück der ersten Jahre wieder herzustellen. Vergebens. Die Achtung, die er ihren Tugenden nicht versagen konnte, machte ihn noch kälter und bitterer gegen sie. Um sie dafür zu bestrafen, zeigte er ihr Grundsätze, die er nicht einmal so böse hatte.

Susanne war unglücklich, und das war ihr größtes Leiden, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie sehr er bereue, daß er ihr seine Hand gegeben habe; wie sehr sie seinem Vergnügen im Wege war. Einen Abend kam er zu Hause. Man gab ihm einen Brief von seiner Frau. Er las ihn. „Ich verlasse Sie, mein Herr, schrieb sie ihm, und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle die Beweise finden, die Sie gebrauchen können,

um unsere Ehe, die Sie so unglücklich machte, auch gesetzlich zu trennen. Meinen ältesten Sohn habe ich mitgenommen, den jüngsten habe ich Ihnen lassen müssen. Sollte er von seiner Krankheit wieder hergestellt werden; so beschwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, den Knaben vor Ihren Grundsätzen zu bewahren. Es giebt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Verbrechen. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht einmal Eine Ihrer Freuden damit erkauft werden könnte, soll dazu dienen, Ihren Sohn in die Lage zu setzen, worin sein Großvater, und ich Unglückliche, so glücklich waren. Dieses Kind soll nie erfahren, zu welchen Verbrechen es seine Geburt und Ihr Vermögen berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen gelernt; er soll sie nie kennen lernen. O, mein Herr! Sie spotten der Tugend; aber, könnten Sie mich hier an dem Bette meines jüngsten Soh-

nes auf den Knieen liegen sehen, hören, wie ich Sie beschwöre, des Herzens dieses Kindes zu schonen, o Sie würden wenigstens des Mutterherzens und meiner Angst nicht spotten! Leben Sie wohl!„

Rouélle las. Sein Auge verfinsterte sich doch. Sein Wunsch war erfüllt, aber zugleich war seine Brust voll Unruhe. Er liebte seinen Sohn, er schätzte Susannen doch so sehr, daß sie keine Noth leiden sollte. Er leitete seine Unruhe von seinem Edelmuthe ab, und sie war nichts, als der Vorwurf seines Gewissens. Er lachte wie er hörte, daß zugleich mit seiner Frau ein junger Mann Paris verlassen habe, ein Mann, der Susannen geschätzt hatte. Er fand eine Beruhigung darin, seine Frau eines Verbrechens bezüchtigen zu können. Da haben wirs! rief er: die Heuchlerin! Er forschte nach dem Aufenthalte des vermeinten Entführers seiner Frau, und diese Nachforschungen bewiesen ihm, daß er seiner Frau Unrecht gethan hatte. Nun forschte er dem Aufenthalte

seiner Frau nach; allein vergebens. Sie blieb verschwunden, und, nach einem Jahre von ewigen Zerstreuungen, war Susanne und sein Sohn vergessen.

Jetzt nun, frei von der lästigen Kette des Ehestandes, machte er einen festen Plan seines Lebens. Er machte sein Haus zu dem Aufenthalte aller Freuden der groben und der feinern Sinnlichkeit. Er fühlte die Nothwendigkeit des Reichthums, um sich sein Glück zu sichern, und die größte Ordnung herrschte in seinem Hause. Er stürzte sich nicht in den verzehrenden Strudel der sinnlosesten Ausschweifungen. Er genoß mit Mäßigung, sogar mit Anstand. Er verhüllte den Plan seines Lebens, wie die Ausführung desselben. Er wurde das Muster der jungen Männer, die Gesellschaften liebten ihn. Er war immer heiter, immer fröhlich. Er war im allerhöchsten Grade diskret. Kein Wort, keine Anspielung, kein zweideutiges Lächeln verrieth irgend einen Triumph, den er erhalten hatte.

Er war der feinste Verführer der Weiber und Mädchen, deren Schönheit seine Sinnlichkeit reizte; aber nie durften diese fürchten, daß ihr Name dabei leiden konnte, und Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann hieß, ob er gleich nie einen Wunsch, nie eine Begierde fühlte, die er nicht befriedigte, es mochte kosten, was es wollte.

Er war höflich, hülfreich, großmüthig, er unterstützte das Verdienst, er nahm die Miene an, als ob er nur für andere Menschen lebte; und, er lebte nur allein für sich und seinen Genuß. Diese Kunst, diese Feinheit, mit der er lebte, beschäftigte zugleich seinen Verstand. Er begieng zweideutige Handlungen, um Proben mit sich und den Menschen anzustellen; er befestigte sich in seinem Systeme der Selbstsucht, des höchsten Egoismus immer mehr. Sein Geschmack bewahrte ihn schon vor groben Niederträchtigkeiten, seine listige Feinheit ersparte ihm die Verbrechen, die ein

grober, roher Wollüstling an seiner Stelle begangen haben würde. Um Verbrechen zu begehen, sagte er, muß man ein niederträchtiger, ehrloser Mensch seyn, und um tugendhaft zu seyn, ohne seinen Vortheil im Spiel zu sehen, muß man ein grillenfängerischer Dummkopf seyn! Ich bin beides nicht. Gut, ich lebe für mein Vergnügen; das ist nur das, was ein gescheuter Mensch wollen kann. Nebenher befördre ich auch das Glück anderer Geschöpfe, freilich ohne meine Absicht. Will man das Tugend nennen; gut! es ist nichts, als eine kluge Einrichtung der Natur, die den Menschen in den Gränzen der Mäßigung gegen andere hält, daß er das Glück und das Wohlseyn anderer beiläufig mit befördert, wenn er für sein eigenes Wohlseyn arbeitet. Das waren seine Grundsätze.

Und in diesen Grundsätzen erzog er seinen Sohn von der frühesten Jugend an. Er lehrte ihn alle Tugenden, welche die Gesellschaft fordert, er bildete seinen Verstand, ja, er lehrte ihn sogar

entbehren; denn er selbst hatte doch einigemale die Erfahrung machen müssen, daß nicht alle seine Wünsche zu befriedigen waren. Du mußt entbehren können, mein Sohn, sagte er; die Befriedigung unserer Wünsche ist zwar Glück: allein die Befriedigung mancher Wünsche ist so gefährlich in ihren Folgen, daß der Mensch, den die Natur so beschränkt hat, auch entbehren lernen muß, um glücklich zu seyn. Die Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz seines Vaters, und er hieng mit großer Liebe an ihm.

Zwanzig Jahre waren nun seit der Trennung von Susannen verflossen. Rouelle war noch immer ein sehr liebenswürdiger Mann. Selbst sein Alter hatte ihn noch liebenswürdiger gemacht. Es hatte einen heitern Ernst, eine schöne Mäßigung über sein Wesen verbreitet. Wenige Sorgen hatten sein Leben getrübt, eine berechnete Mäßigkeit hatte seine Gesundheit erhalten und gestärkt. Er war ein schöner Mann von acht und vierzig

Jahren. Er fand sich höchst glücklich. Eine allgemeine Achtung aller Menschen, die ihn kannten, erheiterte sein Leben. Sein Sohn fing, nach einigen jugendlichen Unbesonnenheiten, die sein Vater zu einem Schatze von seiner Lebensweisheit für ihn machte, an, dem Wege seines Vaters zum Glück zu folgen. Der Vater lebte mit ihm, wie sein älterer Freund, der nur durch seine größere Erfahrung das Ansehen über ihn erhalten hat. Der Vater drängte sich nicht in des Sohnes Vertrauen, so wenig wie er sein Vertrauen ganz vollkommen seinem Sohne schenkte. Sie lebten wie zwei Freunde, die ein langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater, wie das Ideal der feinsten Klugheit, und der Vater liebte den Sohn.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine kleine Gasse in Paris. Eine Thür' öffnet sich. Ein Frauenzimmer, schön wie der aufgehende Morgen, tritt aus einem kleinen Hause

hervor, um in die Kirche zu gehen. Die frische Gesichtsfarbe, die Unschuld in dem schönen Auge, die hohe, volle Gestalt, macht den feinen Epikuräer aufmerksam. Er läßt seinen Stock fallen, um sich zu verweilen. Er folgt ihr nun in die Kirche, von dort in den größern Lärm, bis wieder zu ihrem Hause. Er gibt seinem Bedienten den Auftrag, sich nach dem Namen des Frauenzimmers zu erkundigen, und geht, voll von den Reizen ihrer Schönheit, nach Hause.

Der Bediente, der alte Vertraute seines Herrn, brachte die ausführlichste Nachricht. Das junge, schöne Frauenzimmer war die Frau eines Mahlers. Die Umstände dieser Familie schienen nicht die besten zu seyn; sie lebten höchst sparsam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris, sein Name war Marton. Er setzte noch einiges von der Liebe der jungen Eheleute hinzu, von ihrer Einigkeit, was sein Herr mit dem Worte „Dummkopf!" beantwortete. Die

einzige Bekanntschaft der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarschaft, die dem jungen Mahler seine erste Arbeit verschafft hatte, und für welche die junge Frau Stickereyen verfertigte.

Die Bekanntschaft mit der Modehändlerin war bald gemacht: allein Madame Marton kam sehr selten hieher. Rouelle sah sie dennoch einmal hier, und seine Begierde wurde noch stechender. Was er von der Modehändlerin über die Familie hörte, zeigte ihm die Schwierigkeit seiner Unternehmung. Ohne die Modehändlerin in seinen Plan sehen zu lassen, bediente er sich ihrer, dem Mahler Arbeit bei einem seiner Freunde zu verschaffen. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem jungen Künstler selbst, unter einem fremden Namen. Die Arbeit war langwierig; der Mahler hatte einen Saal auszumahlen. Rouelle kam alle Tage dahin. Die Kunst war ihr Gespräch, und Rouelle erhielt bald das ganze Vertrauen

des jungen Künstlers. Rouelle verschaffte ihm mehrere Arbeit. Seine Gespräche über Kunstgeschmack, über den Geschmack der Pariser, waren so belehrend, daß Marton sich freuete, die Bekanntschaft mit seinem Freunde gemacht zu haben. Der Mahler bat ihn, ihn zu besuchen. Rouelle that es. Und nun erstaunte er, nicht mehr über die Schönheit des jungen Weibes, sondern über die hohe Zärtlichkeit, über die erhabene Unschuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerseele, der seine Kunst mit Enthusiasmus, seine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit einer erhabenen, unbeschreiblichen Innigkeit liebte. Die unschuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe gegen ihren Mann.

Rouelle saß nun zwar an der Seite des reizenden Weibes; sie sah ihn sogar gern, sie bezeigte ihm ihr Wohlwollen; allein er wußte hier zum erstenmale nicht, wie er es angreifen sollte,

seinen Wunsch zu befriedigen. Er durfte es auch nicht von fern wagen, des Künstlers hohen Sinn für die reine Tugend mildern zu wollen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich sey, anders zu fühlen und zu denken, als er fühlte und dachte. Es fehlte ihnen allen beiden an aller Welt- und Menschenkenntniß, das sah Rouelle wohl, allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe ersetzten ihnen diesen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends fest zu halten. Rouelle erfuhr von Marton die Begebenheit, die ihm seine Frau gegeben hatte.

Sehen Sie, mein Lieber, sagte er, und umschlang seine Frau mit froher Zärtlichkeit; ich war ein junger Mensch, ohne Freunde, ohne Vermögen, mein Vater war früh gestorben, meine Mutter, eine vortrefliche Frau — hier hob er entzückt beide Hände empor — o! ihr habe ich mein hohes Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken. Sie lehrte mich, was alle Menschen

lernen sollten, nichts als gerecht seyn und unabhängig. Dazu lehrte sie mich entbehren und arbeiten. Meine Kunst trieb ich, wie die Musik, zwar als Nebensache; allein, sie machen mich, bei den wenigen Bedürfnissen, die ich habe, unabhängig. Das war die Absicht meiner Mutter. Ich ging nach Lion, um dort meine Kunst zu vervollkommnen. Ich sollte dort nur lernen, nicht arbeiten. Eine ganz kleine Summe Geldes, die mir meine Mutter gab, war hinreichend, mich einige Monate da zu erhalten. Einen Abend gehe ich vor die Stadt am Flusse hin, um eine reizende Gegend zu zeichnen. Ich werfe mich nieder. Ich zeichne. Zum Vordergrunde wählte ich eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann saß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, ihres Mannes Hand, und der Mann fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann schien mich nicht zu bemerken. Ich zeichne ihn, wie er die Hand an die Stirn

legt, und in der kummervollsten Stellung da sitzt. Ich sehe die kummervolle Gestalt auf meinem Papiere an, und frage mich selbst: aber was mag ihm fehlen? Ist es möglich, rief eine Stimme in mir, kannst du einen Unglücklichen zeichnen, statt ihm zu helfen? Ich springe auf, ich eile zu ihm, ich frage: guter, alter Vater, Ihr scheint nicht glücklich. Er schlug das nasse Auge auf mich, und schüttelte seufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig seine Hand, und bat ihn, mir zu sagen, was ihm sey. Ich habe eine Frau und Tochter, sagte er mit brechender Stimme, und heute, hier (er zeigte auf die stolze Stadt) keinen Bissen Brod. Guter Gott, rufe ich, und gab ihm eine Kleinigkeit, die er mit schamhaftem Erröthen annahm, und sogleich aufstand, um nach Hause zu eilen. Er war matt, ich führte ihn. Könnt ihr nicht arbeiten? fragte ich im Gehen. Er lächelte schmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, mein armes Weib ist seit einem Jahre krank, meine Tochter arbeitet,

um — uns desto langsamer verhungern zu lassen. Ach, lieber Herr, setzte er stillstehend, und mich ansehend, hinzu: Heute nun wohl; aber, Morgen? über einen Monat? Er trocknete die gewaltig hervorquellenden Thränen. Ich faßte in die Tasche, ich gab dem Alten die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es ist so wenig, Vater, sagte ich, im Mitleiden zerschmolzen, aber ich selbst bin arm. Er sah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben. Ich schlug es ab. Ich brachte ihn vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand, und sagte: daß ich jetzt mit froh-zitterndem Herzen hier hinein trete, nicht mit der Verzweiflung des Todes, ist Ihr Werk. Er zog meine Hand an seine Brust, seine Thränen stürzten, und ich riß mich los, und flog die Gasse hinab; denn ich fühlte, ich würde ihm alles gegeben haben, was ich hatte. Ach, so engherzig konnte ich seyn! Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Ich kam zu Hause. Ich konnte das Bild des alten Mannes nicht los werden, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? rief ich auf einmal: kannst du nicht für ihn arbeiten? und wenigstens für ihn entbehren? Ich lief noch den Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muster zu Stickereien gezeichnet hatte. Ich setzte ihr die Idee, die ich durch die Mahlerei eines Fächers für meine Wirthin erhalten hatte, wie man Fächer ausmahlen sollte, auseinander. Sie nahm meinen Vorschlag an. Ich fing noch den Abend an Fächer zu mahlen. Ich wählte dazu Ideen aus den damals berühmtesten Romanen. Es war etwas Neues; der Absatz war groß. Ich betrachtete das Geld, das ich erhielt, wie das Eigenthum des Alten. Nach ein Paar Tagen ging ich zu ihm. Ich traf ihn an dem Strohlager seiner kranken Frau. O Gott! rief er, das ist er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Strahle von Dankbarkeit auf mich. Nein, Vater,

rief ich: ich war nicht arm; denn ich konnte arbeiten. Verzeiht mir! und nun gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Hier entstand ein Streit unter uns über das Geld. Keiner wollte es. Ich setzte dem Alten meinen Plan auseinander. Laßt mich, lieber Vater, sagte ich voll Bewunderung seiner Großmuth; ich betrachte mich von jetzt an als euren Sohn. Und, sagen Sie selbst, so wendete sich der Mahler an Rouelle: sollte nicht jeder Jüngling sich für den Sohn jedes unglücklichen Greises halten? Ich hatte Mühe, diese armen, guten Menschen davon zu überzeugen. Es gelang mir endlich.

Ich war sehr fleißig; ich verdiente so viel, daß ich der Kranken und dem Alten mehr Bequemlichkeit verschaffen konnte. Einen Monat war ich schon mit ihnen bekannt, da sah ich endlich auch zum erstenmale ihre Tochter, hier meine theure Frau. Er nahm sie zärtlich an seine Brust, und sie küßte ihm die Hand, als sähe sie ihn als den Wohlthäter ihrer Eltern jetzt zum erstenmale.

Es war ein Mädchen von funfzehn Jahren, sehr wohl gebildet (die Frau erröthete) und — wollte er fortfahren. Sie unterbrach ihn: und was mein Mann verschwiegen hat, und was wir erst hinterher erfuhren, er entzog sich jede Freude, um uns wohlzuthun. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben sollten. Laut weinend vor Dankbarkeit warf sich jetzt die Frau an ihres Mannes Brust.

Sehen Sie, fuhr Marton lächelnd fort, da sah ich meine Luise zum erstenmale. Ich liebte sie von dem ersten Augenblicke an. Ach, mein Herr, sie war so reizend und so gut, daß ich nicht einen Augenblick zweifelte, sie müsse eine bessere Parthie thun können, als mit mir. Ich schwieg. Die Mutter starb, dann ihr Vater. Ich drückte ihnen die Augen zu, und nun nahm ich Luisen zu mir, und behandelte sie wie meine Schwester. Ich liebte sie unendlich; aber ich schwieg. Was konnte ich ihr bieten, als mein Herz? Aber meine Leidenschaft hatte sich doch verrathen. Sie gab

mir ihr Herz, dieses unschätzbare Herz, und ihre Hand, und ich war vollkommen glücklich. Ja, fuhr er feurig fort, ich habe nichts, als diese Liebe, das Herz meiner Frau; denn alles andere gehört auch jedem Unglücklichen. Aber, diese Liebe ist auch mein Glück.

Rouelle stand hier auf. Seine Stirn war finster. Er drückte dem Mahler die Hand, und ging, bewegt, früher, als er zu gehen gewohnt war, und in dreien Tagen ließ er sich nicht sehen. Diese Erzählung war tief in Rouellens Herz gedrungen. Die Liebe, die keusche Liebe der Frau war das einzige Gut des edlen Mahlers; und, er wollte ihm dieses Glück rauben. Er wagte es kaum; jetzt diesen Gedanken zu denken. Er blieb sogar, aus einem Instinkte des Unrechts, die drei Tage weg, er gab sich Mühe, das schöne Weib zu vergessen.

Aber, rief er, da der Eindruck der Erzählung sich verwischt hatte, will ich ihn denn unglücklich

machen? Kann denn nicht Er so gut glücklich bleiben, wie ich es werden kann? Wie? wenn nun die kleine, schöne Frau Sinn genug hätte, das Vorurtheil der Treue fahren zu lassen, und dafür mit mir meinen Reichthum zu theilen? Wir gewönnen doch wahrhaftig alle drei. Ich schone des Mannes Aberglauben; was könnte man mehr verlangen?

Die Liebe Rouellens zu der reizenden Frau war durch den Umgang mit ihr die allerheftigste Leidenschaft geworden. Ohne einen Entschluß des Verbrechens zu fassen, womit der Mensch fast immer seine Verbrechen zu entschuldigen sucht, setzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er ließ sich von seiner Leidenschaft, von den Zufällen treiben, und triumphirte über seine Tugend, weil er sich hütete, einen Plan zu machen, sie zu verderben. Und doch war er gar nicht unthätig. Er suchte die Eitelkeit, die Putzsucht der jungen Frau rege zu machen. Er schenkte ihr auf

eine sehr natürliche Weise Kleinigkeiten, wodurch andere Kleinigkeiten nöthig wurden. Er suchte ihr einen Hang zu Vergnügungen beizubringen, er machte Spatzierfahrten mit der Familie, er führte sie in die Schauspiele. Die junge Frau fand ein großes Behagen an diesen ihr ganz neuen Vergnügungen, und Marton liebte seine Frau zu sehr, um ihr nicht die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so sehr liebte. So fleißig Marton auch war, so reichte sein Verdienst doch nicht hin, alles das anzuschaffen, was seine Frau gebrauchte. Auf eine für den Mann unmerkliche Weise schaffte Rouelle das Fehlende an; und so erwarb er sich um die junge Frau das erste Verdienst, die es sehr wohl bemerkte, wie großmüthig Rouelle war.

Jemehr die junge Frau die Vergnügungen von Paris genoß, desto fleißiger arbeitete Marton. Er konnte also sehr häufig die Vergnügungen mit Luisen nicht theilen. Ohne Mißtrauen ließ er

also seinen Freund, den heitern Favart, den Namen hatte sich Rouelle gegeben, seine Frau begleiten. Rouelle war also jetzt oft ganze halbe Tage mit Madame Marton allein, und nun fing er an, dem unschuldigen Weibe seine Grundsätze in sehr milden Farben mitzutheilen, die ihr Herz nicht verdarben, die sie aber doch leichtsinnig machten. Er hatte zwar ihr höchstes Vertrauen, ihre Freundschaft; allein ihr Herz besaß ihr Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle brachte ihr schönes, treues Herz in eine leichte Unruhe.

Mit der größten Behutsamkeit ging der Verführer vorwärts. Er erlaubte sich nach und nach Scherze und Einfälle, und stieg so unmerklich damit, daß Luise glaubte, er wäre immer so gewesen. Er machte sie immer bekannter mit den Verbrechen der Welt, aber er ließ sie dieselben nie in den abschreckenden Gestalten sehen. Er selbst nahm sich erst kleine, dann größere Vertraulichkeiten mit Luisen heraus, die sie erlaubte, weil

sie zu unschuldig war, und weil sie fühlte, wie sehr sie ihren Mann liebte, weil sie keine Ahnung des Verbrechens hatte, das sie begehen sollte. Die Arme ging mit unschuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde immer näher, der sie verschlingen sollte.

Die schwarze Stunde schlug. Rouelle war mit Luisen an einem schönen Morgen, da ihr Mann auf einem benachbarten Landsitze mahlte, in ein Lustgehölz bei Paris, in einer Gesellschaft von jungen, heitern Personen, gefahren. Man lachte, man schwärmte den ganzen Tag. Ein Vergnügen jagte das andere. Gegen Abend fing man an zu tanzen. Luise war vor Vergnügen ausser sich. Gänzlich zerstreuet durch die vielen Genüsse, durch die tausend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, durch eine leichtsinnige Lustigkeit, die sie ergriffen hatte, bemerkte sie es kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm; in dem vergessenden Rausche der Freude trank sie einige Gläser Champagner. Ihr

Blut war erhitzt, ihr Kopf zerstreuet, ihre Phantasie entbrannt, das verrätherische Getränk brachte sie außer sich. Ein lautes Gelächter nach dem andern kam aus ihren Lippen. Trunken von Freude, vom Tanz und von Wein, wurde sie die leichte Beute von Rouellens kühner, unverschämter Wollust. Luise wußte kaum, wo sie war, noch weniger, welch ein Verbrechen sie beging. Die schrecklichen Minuten des Verbrechens flogen wie Blitze durch ihr Leben, und jetzt, da das Verbrechen vollendet war, versank sie in eine dumpfe Sinnenlosigkeit, aus der sie weder die Liebkosungen ihres Verführers, noch die feurige Quaal ihres Innern erwecken konnten. Ihr Gewissen rang noch mit dem Rausche ihrer Sinnlichkeit. Ein Sturm in ihrem Innern ließ sie noch nicht zum Nachdenken kommen. Das einzige, was sie sagte, war, sie wollte nach Hause. Sie stürzte ängstlich in den Wagen; sie sah es kaum, daß Rouelle nachkam. Sie hing wie gefühllos in

seinen Armen, gefühllos ging sie an seiner Hand in ihr Zimmer. Sie flog in ihr Schlafzimmer, sie warf sich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Gesicht in die Decke.

Rouelle wollte sie trösten. Sie sah ihn starr an, und, als ob sie ihn erst jetzt erkennte, schauderte sie zusammen. Sie rief die Magd laut. Diese kam. Ich bin krank, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Die Magd sah Rouellen an. Ein Schrecken, sagte Rouelle der Magd; die Pferde wurden flüchtig vor dem Wagen. Es hat nichts zu bedeuten. Luise sagte nichts dazu, und Rouelle verließ sie, unter der frohen Hoffnung, daß Luise nun das gewisse Opfer seiner Begierde bleiben würde. Am andern Morgen ging er zu Luisen in dem vollen Gefühle, daß er sie ganz in seiner Gewalt hätte, und mit dem Entschlusse, die Reste eines Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuschaffen, oder, sie durch die Furcht vor ihrem Manne doch an dem

Verbrechen fest zu halten. Er fand Luisen bleich, höchst entstellt, in einer furchtbaren Unruhe. Sie hörte ihn nicht an; sie verhüllte sich in ihre Decke, so oft er anfing zu reden. Alle seine Vorstellungen waren unnütz, und da er einmal ihre Hand ergriff, fing Luise so laut an zu schreien, daß die Magd kam. Rouelle verlor indeß den Muth nicht, auf Luisen zu wirken, und dieser Muth stützte sich auf eine Nachricht der Magd. Luise hatte nämlich dieser erzählt, daß der Wagen umgeschlagen sey. Rouelle sah daraus, und aus der Höflichkeit, womit ihn Luise, in Gegenwart der Magd, behandelte, daß sie nicht willens sey, ihr Verbrechen zu entdecken. Das war Luise wirklich nicht; sie war entschlossen, zu schweigen. Aber, zu gleicher Zeit war in ihrem Innern ein furchtbarer, zerstöhrender Haß gegen Rouellen entstanden. Sie durchlief, die Nacht hindurch, die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft mit ihm, sein Benehmen gegen sie und gegen ihren Mann, und

sie fand, daß ihre Verführung der Plan des Bösewichts gewesen war. Sie liebte ihren Mann unaussprechlich; sie hielt eine Untreue gegen ihn für das entsetzlichste Verbrechen, das sie begehen konnte; sie wußte, daß ihr Mann eben so darüber dachte; und nun hatte sie den Mann, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, diesen edeln, treuen Mann, der sich für ihr Vergnügen jede Freude versagte, den hatte sie verrathen! Diese unsäglich schreckliche Vorstellung fiel mit aller Schärfe auf ihr Herz, und füllte ihr Wesen mit einem schwarzen, unendlichen, zerstörenden Gram, der ihr jede Hoffnung der Aussöhnung mit ihrem Manne nahm, und sie als Beute einer stillen verschlossenen Verzweiflung hingab. Haß und Liebe, Gram und Verzweiflung, Reue und Hoffnungslosigkeit, Furcht und Erinnerung des Verbrechens nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeschreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte sich ihres Mannes unwerth, und doch wollte sie

ihm ihre Schande verschweigen, und so konnte nur der Tod sie retten.

Sie nahm die Arznei des Arztes, den man geholt hatte, nicht; sie that vielmehr vorsätzlich das Gegentheil von dem, was er befohlen hatte. Rouelle ging ab und zu. Sein Anblick erregte allemal ihren ganzen fürchterlichen Abscheu. Wenn sie ihn ansah, so geschah es mit tödtenden, haßerfüllten Blicken. Die Gegenwart der Wärterin hinderte ihn, ihr Vorstellungen zu machen, und da er dennoch einmal mit ihr allein war, ihre Hand ergriff, und anfing zu reden; so wurde ihr Zorn so heftig, daß sie ein Messer ergriff, und nach ihm stach. Er sprang erschrocken zurück; zum erstenmale stieg nun der Zweifel bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte seines Siegs entgehen könnten. Was soll ich thun, Luise, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen. „Paris verlassen" antwortete sie heftig. Dann faltete sie die Hände, und wiederholte noch einmal flehentlich: „Paris verlassen"

Er stand finster und unentschlossen da. Die Wärterin kam wieder. Er nahm seinen Hut, und kündigte Luisen an, daß Geschäfte ihn zwängen, eine Reise zu machen. Er bat sie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte bei dem theuren Namen, den er nannte, voll Grimm auf ihn; indeß sie schwieg. Er ging, und noch verließ ihn die Hoffnung nicht, daß Luisens Unruhe vorüber gehen würde. Er war sicher, sie würde ihrem Manne alles verschweigen, und dann, wenn sie wieder ruhig wäre, wäre sie auch in seiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, sich von Zeit zu Zeit heimlich nach dem Zustande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Marton zurück. Vor diesem schrecklichen Augenblicke hatte Luise gezittert; auf ihn hatte sie sich mit einer Anstrengung vorbereitet, als ob dieser Augenblick über ihr Leben entscheiden würde. Wie Marton ins Zimmer trat, sein Weib sah, und mit dem laute-

sten Schreckensgeschrei auf ihr Bette sank, sie in seine Arme nahm, sie mit Thränen benetzte, ihr die zärtlichsten Beweise seiner unendlichen Liebe gab; so war doch dieser Auftritt zu stark für sie: sie sank mit einem Zettergeschrei in seinen Armen in Ohnmacht. Der Arzt wurde geholt, Luise kam wieder zu sich, und der Mann erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß seine Frau umgeworfen sey, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luise bestätigte diese Erzählung nur durch Blicke und Gebärden. Der Arzt gab Hoffnung, er hielt Luisens Krankheit für eine durch den Schrecken zerrüttete Phantasie. Marton wurde ruhiger, weil auch Luise selbst behauptete, daß sie sich bessere. Nach einigen Stunden, die er am Krankenbette zubrachte, wo er Luisens Hände küßte, wo er ihr auf das allerzärtlichste liebkosete, und die Luisen beinahe vor Schmerz und Reue tödteten, fragte er auch nach Favart. Luise wurde bleich. Die Wärterin sagte, er habe vorgestern

Abschied genommen, um eine Reise zu machen. Das bedauerte Marton, und fragte, ob er Luisen viel besucht habe; jedes Wort, das er zu seinem Lobe sagte, drang schmerzhaft in Luisens Herz.

Luise erklärte nun den Arzt für unnöthig. Der Arzt selbst gestand, daß Ruhe allein die Kranke herstellen könnte. Marton wurde auf die Versicherungen Luisens, daß sie sich besser fühle, von Tage zu Tage ruhiger. Er sah nicht, weil er immer gegenwärtig war, wie Luise immer bleicher, immer hagerer wurde. Je schwächer sie sich fühlte, desto heiterer wurde sie. Die Zärtlichkeit ihres Mannes, seine Liebkosungen, waren ihr das drükkendste Elend, das sie zu tragen hatte. Seine Liebe vermehrte den geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Die Gewalt, die sie sich mit jeder Minute – denn ihr Mann verließ sie höchst selten, – anthun mußte, heiter zu scheinen, zerstörte noch

jeden Keim des Lebens. Sie sank unmerklich dem Tode näher.

Martons Mutter kam auf die Bitte ihres Sohns nach Paris. Marton fühlte die Nothwendigkeit, seine Frau zuweilen zu verlassen, um zu arbeiten, immer mehr, und so bedurfte er der Gesellschaft seiner Mutter für Luisen. Die Mutter merkte Luisens Gefahr; allein, sie verschwieg sie ihrem Sohn, auf das allerinnigste Bitten Luisens; und Marton hatte noch immer die Hoffnung, bald seine geliebte Luise wieder hergestellt zu sehen. In dieser Zeit begegnete er eines Tages Nouellen auf der Gasse. Lieber Favart, rief er, und flog in des bestürzten Nouellens Arme, sind Sie endlich wieder zurück? Nouelle sah an der Aufrichtigkeit, an der Natürlichkeit seiner Freundschaftsbezeugungen, daß er nichts von seinem Verbrechen wußte. Er erkundigte sich nach Luisen, und Marton antwortete ihm: sie kränkelt noch immer ein wenig;

allein jetzt gibts sich doch etwas. Ich hoffe, sie bald wieder ganz hergestellt zu sehen. O sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Rouelle hatte ebenfalls die Nachricht, daß Luise sich besserte. Die Mutter und die Kranke selbst verbreiteten geflissentlich die Nachricht im Hause, wo sie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigste Leidenschaft gegen das reizende Weib. Sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen, hatte Marton gesagt. Er mußte das glauben, und er versprach, Marton den dritten Tag zu besuchen. Er wollte Luisen Zeit lassen, sich mit der Vorstellung zu befreunden, ihn wieder zu sehen. Er war seiner Sache höchst gewiß: Luise hatte ihrem Manne die Untreue verschwiegen, ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Gesellschaft kam, so mußte sie ja einsehen, daß ihr theures Geheimniß in seiner Gewalt stand. Sie mußte sich ergeben, und wie leicht war es ihm dann nicht, Luisen zu überzeugen, daß sie eine kleine

Thörin gewesen wäre, sich über die Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend, und sein Genius führte ihn seiner Strafe entgegen. Marton kam zu Hause; er ging fröhlich an Luisens Bett, fröhlich sagte er ihr: Uebermorgen besucht dich dein lieber Favart! Diese schreckliche Nachricht traf Luisen zu schnell. Sie sank aufschreiend hinten über auf ihr Kissen. Uebermorgen! rief sie schrecklich. Alle ihre Pulse flogen, ihre Farbe wechselte. Sie war außer sich. Marton hielt dies für einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er suchte sie zu beruhigen, und sie schien ruhig zu werden. Innerlich aber arbeitete jede Leidenschaft fort. Nein, sie wollte durchaus den Bösewicht nicht sehen. Sie suchte vergebens nach einem Mittel, diesem verhaßten schrecklichen Besuche auszuweichen. Sie legte sich nieder, als ob sie schlafen wollte; allein sie wollte nichts, als darüber nachdenken, sich von Favart zu befreien.

Sie fand kein Mittel, so sehr sie sich auch anstrengte. Ihre Angst nahm zu. Der Gedanke, ihren betrogenen Mann in den Armen seines bittersten Feindes sehen zu sollen, marterte sie, stürzte sie noch einmal in einen wilden Schmerz, der bei der Annäherung ihres Todes milder geworden war. Nein, das einzige konnte sie nicht. Diese verschiedenen Vorstellungen, denen sie mit aller Wärme ihrer Phantasie nachhing, ließen sie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte sich gegen den Kamin gesetzt, um sie nicht zu stören. Sie sah ihn an, sie bemerkte, daß er die Augen trocknete, sie sah die heftige Bewegung von Schmerz, worein der neue Zufall ihrer Krankheit ihn versetzt hatte. Marton stand auf, sie stellte sich festschlafend, und doch lauschte sie unmerklich nach ihm hin. Er näherte sich ihrem Bette, er betrachtete sie mit trostloser Zärtlichkeit. Auf einmal knieete er an dem Bette nieder; sie hörte, wie er leise für das Leben seiner treuen, seiner tugendhaften Luise

betete. Das war zu viel. Sie fühlte zum erstenmal, daß sie ihrem Manne ihr Verbrechen hätte entdecken müssen. Diese neue Vorstellung ergriff sie mit einer großen Gewalt. Marton hatte sich wieder an den Kamin gesetzt. Nein, sie wollte ihren Mann nicht länger betrügen. Sie wollte aufstehen, und sich ihm zu Füßen werfen. Die große Bewegung ihres Gemüths verbarg ihr ihre Schwäche. Sie hob sich empor, sie stieg leise aus dem Bette, sie wollte sich ihm nähern. Sie war zu schwach, sich zu halten. Sie fiel nieder und mit der Brust auf die Ecke eines Stuhls. Marton hob sie mit Angst auf, und trug sie wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus. Sie war zu schwach zum Reden. Der Arzt kam. Er kündigte dem unglücklichen Manne ihren nahen Tod an. Das Geschrei, das Marton bey dieser Nachricht erhob, verkündigte auch Luisen ihr Todesurtheil. Sie empfing es mit Lächeln. Sie

sammelte alle ihre Kräfte, sie hieß alle Menschen, außer ihren Mann, hinausgehen.

Mit matter Stimme entdeckte sie nun diesem Rouellens Verbrechen und ihre Schwäche. Marton bebte. Er nahm seine sterbende Frau in seine Arme, und versicherte ihr ihre Unschuld; er vergab ihr, und klagte sich selbst an, daß er ihre arglose Unschuld in die Hände dieses Bösewichts gelegt hatte. Er war jetzt zärtlicher als je, und diese Versöhnung mit ihrem Manne goß noch eine langentbehrte Ruhe und Heiterkeit auf die letzten Minuten von Luisens Leben. Noch einen Tag lebte sie in den Armen ihres versöhnten Mannes; Einen Tag noch war sie glücklich.

Am Morgen des dritten Tages starb sie heiter und ruhig. Marton versank in Schmerz. Er saß neben dem Leichname, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen. Er hatte alles vergessen, selbst den Mörder seiner Luise. Er hörte nicht, was seine Mutter ihm sagte. Er hielt nur den

starren Blick auf Luisens bleichem Gesichte fest. Die Mutter mußte ihn allein lassen, um Anstalten zum Begräbniß zu treffen.

Da öffnete sich die Thüre; Rouelle trat herein, Marton sah ihn, erkannte ihn, sprang auf, faßte ihn an der Brust, schrie fürchterlich: Mörder, verdammter Mörder! und riß den blassen, zitternden Verführer näher zu dem Leichname Luisens. Rouelle schrie vor Entsetzen bei dem Anblicke des Leichnams auf, und Martons Mutter stürzte bei diesem Lärmen in das Zimmer. Sie warf einen Blick auf Rouellen. Unglücklicher, rief sie ihrem Sohne zu, und umfaßte seine Hände, die Rouellen fest hielten, Unglücklicher, er ist dein Vater! Rouelle erkannte seine verstoßene Frau, sah seinen unglücklichen Sohn, seine ermordete Tochter; er bebte, er schwankte, und wimmernd sank er zu Boden.

Bleich und starr mit emporsträubenden Haaren, stand der Sohn. Das Wort „Vater" kam langsam aus den bleichen Lippen hervor. Er sah seine Mutter starr und bittend an. Die unglückliche Mutter, die weder wußte, daß ihr Sohn ihren Mann schon lange kannte, noch daß Rouelle der Mörder Luisens war, stand erstaunt und unentschlossen da. Sie umfaßte ihren Sohn, und wiederholte noch einmal: ja, das ist dein Vater! Mein Vater? fragte mit dumpfer Stimme und zusammenschaudernd der Sohn. Der da? fragte er wieder und zeigte auf Rouellen, der das bleiche Gesicht verbarg. Ja, es ist dein Vater! Aber so sag mir — fragte die Mutter . . . Mein Vater, wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! sagte er leise, mit dem Tone der tiefsten Wehmuth, und nun schwankte er aus dem Zimmer.

Nun wurde der Mutter ängstlich. Sie fühlte, daß hier etwas schreckliches vorgefallen war. Sie

wendete sich ängstlich an Rouellen, mit dem bittenden Tone der Furcht vor einem noch größern Unglück: „ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, mein Herr" — Sie faßte seine Hand. Rouelle sah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und sagte zitternd: „ich bin der Mörder!" Hier hörte die Mutter ihren Sohn aufschreien. Sie flog hinaus, und Rouelle blieb mit dem Leichnam allein. Ein unnennbares Entsetzen ergriff ihn. Ihm war, als richtete sich der todte Körper auf, als bräche das Gewölbe des Zimmers über ihm, als stürzte die Erde unter ihm in Trümmern. Er sprang auf, er schwankte durch die Finsterniß, die seine Augen bedeckte, durch das Gedonner, das ihn betäubte. „Erbarmt euch!" rief er, und so stürzte er die Treppe herunter in das Haus. Hier sank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte. Der Wagen brachte ihn nach Hause. Sein Diener, der ihm gefolgt war, schleppte ihn in ein Zimmer.

Er war durchaus ohne Bewußtseyn der äußern Gegenstände.

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber auf seinem Lager. Er erhielt seine Gesundheit, aber nicht seine Heiterkeit wieder. Sein erster Gang war nach dem Hause, wo sein unglücklicher Sohn lebte. Er wollte nur seine Frau sprechen, um ihr einen Theil seines Vermögens für seinen Sohn anzubieten. Seinen unglücklichen Sohn wollte er nicht sehen. Er fühlte zu sehr, daß ihn der Name „Vater" nicht gegen die Rache, die der beleidigte Mensch nehmen konnte, schützen würde. Er fand Niemanden mehr. Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luisens Begräbniß, Paris verlassen, und niemand wußte, wohin sie gegangen waren. Er forschte mit großer Anstrengung nach ihrem Aufenthalte; allein, sie blieben verschwunden.

Die ersten Monate ging Nouelle wie in einem schrecklichen Traume umher. Er war für

jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß seine Wollust seinen Sohn unglücklich gemacht, und seine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erst recht lebendig. Er trug die Rache für seine Verbrechen mit sich in seinem eigenen Herzen umher. Indeß war es doch bei ihm zu keiner Gewißheit gekommen, ob er wirklich allein an Luisens Tode Schuld sey. Daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue sie getödtet habe, schien ihm doch so höchst unwahrscheinlich. Er verfolgte diese Vorstellung mit allem Eifer, sein Verstand fand darin Entschuldigungsgründe; allein sein unruhiges Herz nicht. Eine unerklärbare Unruhe hatte sich seiner so ganz bemeistert, daß er auf keine Weise Herr darüber werden konnte. Er nahm tausendmal zu seinem System seine Zuflucht, um die Ruhe wieder zu finden, die er entbehrte. Hm! ist denn nicht der Eigennutz die Triebfeder der menschlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Ver-

gnügen; ist es meine Schuld, daß das seltsame Vorurtheil einer fleckenlosen Treue die Frau tödtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war? und selbst, wenn ichs auch gewußt hätte — diesen Gedanken konnte er nicht fortdenken. Es war, als ob sich in seinem Innern etwas widersetzte.

So philosophirte er tausendmal; allein, er konnte diese Unruhe nicht aus seinem Gemüthe wegphilosophiren. Er fand keinen Trost in seinem System; es vermehrte vielmehr seine Unruhe noch. Sogar wenn er sich dieser Unruhe hingab, wenn er sie als eine Besserung seiner Handlung betrachtete, ja, wenn er seine Handlung zuweilen als ein Verbrechen ansah, so beruhigte ihn das alles mehr, als die Entschuldigung seiner Handlung durch sein System. Hier hoben sich die ersten Zweifel gegen seine eigenen Grundsätze. Er suchte sein System mit allem Eifer zu vertheidigen, er gab sich alle Mühe, es fest zu halten, aber sein

Herz, sein Gefühl widersprach ihm. Eine innere Stimme nannte seine Handlung, die er nur unglücklich nannte, unrechtmäßig, schlecht.

So kämpfte Rouelle Jahre lang gegen sich selbst bald, und bald gegen sein System. Seine Heiterkeit aber war dahin, das Bild seines unglücklichen Sohnes stand immerwährend vor seiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an seine Tugenden nicht versagen konnte, in dem Wunsche, ihn nicht so schmerzlich beleidigt zu haben, um sich seines edlen Sohnes freuen zu können, daß die Tugend etwas ist. Er fühlte bei dem Anblicke des Lebens seines zweiten Sohnes, daß er selbst von Andern Tugenden verlange, und, in dem Gefühle seiner Unruhe über seine Begebenheit mit Luisen, ahnete er, daß der Mensch auch von sich Tugenden fordern müsse.

Rouellens zweiter Sohn lebte vollkommen nach seines Vaters System; er lebte seinem Vergnügen. Er besaß die Achtung der Welt, er lebte

mäßig, er genoß mit Anstand, er lebte mit seinem Vater auf dem freundschaftlichsten Fuße, ohne gerade Vertrauen gegen ihn zu haben. Der Sohn war gern in des Vaters Gesellschaft, weil dessen Unterredungen immer fröhlich, und sogar unterrichtend waren. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luisen aber war Rouelle ernst geworden. In dem Kampfe mit seinem Systeme machte er zuweilen sehr ernsthafte Bemerkungen über seines Sohnes Leben. Der Umgang, den der junge Mensch hatte, machte den Vater ängstlich. Er liebte ihn. Er fing zuweilen an, was er nie gethan hatte, den Hofmeister und den Tadler zu spielen, er forschte des jungen Menschen Gängen nach. Er war nicht mehr so mit allem zufrieden, wie sonst, er war sogar nicht mehr so freigebig gegen ihn. Er fühlte, daß sein Vermögen zur Hälfte seinem ältern Sohne gehörte.

Der Jüngling, der seinen Vater so verändert sah, fing an, weniger seine Gesellschaft zu suchen. Je ernster der Vater wurde, desto kälter wurde der Sohn, desto seltener sahen sie sich. Es gab von Seiten des Vaters Vorwürfe, und von Seiten des Sohns Entschuldigungen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die anfangs in den Grenzen des Anstandes blieben. Der Sohn verbarg seine Gänge, versteckte seine Plane; der aufmerksamere und besorgtere Vater entdeckte sie. Es kam zu bedeutenderen Zwistigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenschaft von seinem Sohne, und der Sohn gab sie dem Vater auf eine Weise, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen" sagte der Sohn kalt, „und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mein Vater, daß Sie mir das jetzt zum Verbrechen machen, was Sie mich selbst lehrten. Daß Sie jetzt ernster, mürrischer werden, ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich gestehe es zu,

daß ich seit einiger Zeit Ihre Gesellschaft nicht mehr suche; die Ursach kann Ihnen, der Sie so scharf zu sehen, und so billig zu urtheilen gewohnt sind, nicht entgangen seyn. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie meinetwegen Ihren Ton ändern sollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm ist; allein, ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern sollte? Wie oft sagten Sie, mein Vater, daß die Menschen sich darum das Leben so sauer machen, weil sie nicht verstehen, mit Anstand eine Verbindung aufzugeben, die nicht mehr natürlich ist. Mich dünkt, wir Beide sind in diesem Falle.

„Wie? Diese Kälte, diese erstarrende Kälte! Daß du mein Sohn heißest, das fällt dir also nicht ein?“

„Ich mußte einen Vater haben,“ antwortete lächelnd der Sohn, „wenn ich seyn sollte. Das ist alles! Wie oft haben Sie das selbst gesagt, daß diese zufälligen Verbindungen der Menschen kein

Recht geben, Forderungen zu machen; daß unser Vergnügen unsere Bestimmung ist. —"

Der Vater seufzte. Er brach die Unterredung ab. Er gab sich Mühe, den vorigen Ton gegen seinen Sohn wieder zu finden; aber es wollte nicht ganz wieder die vorige Lage werden. Der Sohn sonderte sich immer mehr von dem Vater ab. Der Vater, der jetzt der Liebe seines Sohns bei dem Gedanken, daß er seinen ältesten so unglücklich gemacht hatte, so sehr bedurfte, sah sich, durch sein System, der Liebe seines Sohns beraubt. Er ließ ihn machen, was er wollte, und, um ihn ebenfalls den Druck dieses selbstsüchtigen Systems fühlen zu lassen, schränkte er ihn nur in Absicht des Geldes ein, und er erhielt dadurch nichts, als den Widerwillen des Sohns, der endlich zwischen beiden, in Zorn vom Vater, und Kälte und Abneigung beim Sohn, ausartete.

Ach, die Tugend der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue, die seinem Sohn fehlten, fingen an,

dem verlassenen Vater jetzt sehr viel zu werden. Ach, rief er jetzt oft, hätte ich meinen bessern, edlern Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder, wie glücklich würden mich seine Tugenden machen! Da sah er ein, daß Eltern und Kindern wenigstens die Tugend nicht fehlen dürfe.

Diese Begebenheiten waren in das erste Jahr der Revolution Frankreichs gefallen. Rouelle und sein Sohn waren, wie natürlich, die eifrigsten Anhänger des Hofes. Der Vater wurde sogar in Geschäften, wozu sein feiner Kopf, und seine Besonnenheit sehr paßten, gebraucht. Der Sohn lebte unbekümmert, welche Parthei siegen würde, seinem Vergnügen; er nahm nur mit guten Wünschen an dem Wohl der Royalisten Antheil. Er verließ sie, bei ihrer völligen Niederlage, mit der größten Gleichgültigkeit, und nahm nun eine so natürliche Larve des Republikaners vor, daß niemand an dem Bürgersinn des jungen Rouelle zweifelte, so sehr man auch seinen Vater, wegen

seiner ehemaligen Geschäfte für den Hof, in Verdacht des Royalismus hielt.

Unter der Schreckensregierung wurde ein Geschäftsträger Rouellens arretirt. Er hatte im Verhör gegen Rouellen ausgesagt, und seine Aussage durch schriftliche Befehle Rouellens bestätigt. Dieser erhielt noch frühzeitig Nachricht davon. Er verbarg sich bei einem Bekannten. Er ließ am Abend seinen Sohn holen. Ich bin verrathen, sagte er ihm zitternd, man sucht mich überall. Was du an Gelde und Kostbarkeiten zusammen bringen kannst, das bringe zusammen. Wir müssen Frankreich verlassen.

Der junge Rouelle betrachtete seinen Vater verlegen. Ich bedaure Ihr Unglück, mein Vater, hob er stockend an; allein die Maaßregel, die Sie dagegen ergreifen, scheint mir nicht gehörig überlegt. Sie sind im Verdacht, nicht ich. Reisen Sie; wenn ich bleibe, so kann ich Ihnen vielleicht

nützlicher seyn, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie —

Meinst Du, man wird Deiner schonen, wenn man den Vater verfolgt?

Die Bösewichter! rief der Sohn. Doch auch das ist zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausschusse. Wenn ich Sie selbst anklage, wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

Du mich anklagen, mein Sohn? Du?

Und warum nicht? Unser Vermögen wird gerettet. Stoßen Sie sich nicht an diese Kleinigkeit, an dieses Vorurtheil.

Vorurtheil? Der Sohn den Vater anklagen? — Der Vater schüttelte den Kopf. Indeß es war nicht anders. Der junge Rouelle hielt es so für das Beste. Der Vater mußte sich ergeben. Sie nahmen Abschied, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausschuß.

Nach einigen Tagen (der Aufenthalt Rouel-

lens bei seinem Freunde wurde diesem gefährlich, und das Entkommen aus Paris war noch gefahrvoller) ging Rouelle am Abend zu seinem Hause. Er war wie ein Bauer gekleidet. Er traf seinen Sohn allein. „Hier bin ich.“ sagte er, „mein Freund konnte mich nicht länger in seinem Hause behalten. Ich habe keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen kann. Hier will ich bleiben, und mein Geschick erwarten.“

Finster runzelte der Sohn die Stirn zusammen. Hier? hier? Sie bedenken nicht, mein Vater —

Ich bedenke sehr wohl, daß es hier gefährlich ist; allein, nenne mir einen andern Ort, wo ich sicherer bin, und ich will dahin gehen.

Man wußte keinen. Aber hier hob der Sohn wieder an; wissen Sie, daß man dem den Tod gedrohet hat, der Sie verbirgt? Wissen Sie das, mein Vater?

Eben deshalb kann mich niemand, wird mich niemand aufnehmen.

Aber, verlangen Sie denn, sagte der Sohn empfindlich, daß ich mein Leben in diese Gefahr geben soll? Warum ich? In der That, mein Vater, Sie verlangen sehr viel, und wenn ich Sie retten könnte; — allein die Haussuchungen dauren jetzt beständig fort. Nein, bei Gott, hier sind Sie am wenigsten sicher.

Ja, bei Gott! rief der Alte auf einmal, von dieser Kälte des Sohns überwältigt, das seh' ich, Bösewicht! Hier bin ich am wenigsten sicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben gesetzt, du würdest — O Gott, sagte er jetzt milder, was klag' ich? Mußte er nicht so denken? Lehrte ich es ihn nicht? Er rang die Hände.

In dem Augenblicke wurde an der Thüre geschellt. Ein Bedienter gab die Nachricht, daß ein Nationalgarde an der Thüre wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O fort! fort! rief der Sohn, schnell! um Gottes willen! Sie werden mich verderben. Fort!

Zögern Sie nicht einen Augenblick! Leben Sie wohl.

Der Vater sah den Sohn starr und gräßlich an. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Zimmer, stürzte die Treppe hinab, um sich der Nationalgarde zu überliefern. Die kalte Selbstsucht hatte des Vaters Wesen zerschmettert. Der Nationalgarde warf einen forschenden Blick auf den alten Rouelle, sagte bewegt: O das ist er! Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben ist in Gefahr. Sie sind hier nicht sicher. Ich will Sie retten! Rouelle hörte nicht, was der Garde sagte. Er wiederholte von Zeit zu Zeit mit der innigsten Betrübniß: Das war mein Sohn! — Ich war sein Vater! —

In einer Vorstadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte: Hier hinein, unglücklicher Mann! sagte er, mit einer bewegten Stimme. Jetzt erst merkte Rouelle auf die äußern Gegenstände wieder. Wohin führst du mich, mein Freund?

fragte er, wer bist du? Ohne zu antworten zog ihn der Mensch in die Hütte, führte ihn eine kleine Treppe hinauf, in einen heimlichen Verschlag, dessen Eingang mit Stroh verdeckt war. Durch eine Oeffnung im Dache fiel so viel Licht, daß Rouelle ein Lager sehen konnte, was für ihn bestimmt war. Wollen Sie sich niederlegen? sagte der Garde leise: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier sind Sie sicher. Er setzte Rouellen auf das Lager. Er verließ den Verschlag: Er bedeckte die Thür mit Stroh, und schlich hinunter.

Rouelle warf sich auf sein Lager, und überließ sich den allerquälendsten Betrachtungen über die Undankbarkeit seines Sohns. Ach, er konnte es sich nicht leugnen, er selbst war durch seine Erziehung Schuld an diesem unkindlichen Betragen. Das Pochen am Hause, eine Menge Stimmen, die sich hören ließen, unterbrachen diese Betrachtungen. Man durchsuchte das Haus nach Verdäch-

tigen. Man kam auch auf den Boden. Rouelle zitterte. Wie ich euch sage, hob eine Stimme an, hier ist alles unverdächtig; wollte Gott, daß alle Pariser so gute Republikaner wären, als der Bürger Marton.

Rouelle hatte sich aufgerichtet, um zu horchen. Das Wort Marton schmetterte ihn, wie ein verzehrender Blitz nieder. O rächender Gott! seufzte er, und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Nun wurde alles still im Hause, auf der Gasse, nur in Rouellens Herzen nicht. Der grausamste Rächengel hielt diese Nacht sein Schwerdt über Rouellens Herzen mit zückenden Flammen hin. Sein System war nichts als eine gräßliche Lage. Die beleidigte Tugend stand in der Gestalt bald der ermordeten Louise, bald in der Gestalt seiner verstoßenen Frau vor ihm da. Sein Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war sein Retter. Unglücklicher Vater! und, vor dem Angesichte des beleidigten Sohnes sollte er morgen erscheinen.

Er bebte vor dieser Vorstellung. Sie war ihm fürchterlicher als der Tod, der ihn verfolgte. Er sprang auf, er riß das Fensterchen im Dache auf, um Luft bei dieser entsetzlichen Angst zu schöpfen. Nein, rief er, ich kann ihn nicht sehen.

Mit dem ersten Strahle des Morgens fing er an, seine Thür zu öffnen. Es gelang ihm. Leise stieg er die Treppe hinunter. Er wollte das Haus verlassen, wo ihm der furchtbare Anblick seines Sohnes drohete. Er konnte die Hausthür nicht sogleich öffnen. Seine Bemühungen machten Geräusch. Er hörte Jemanden gehen. Entsetzlich. Er riß die Thür auf, und sprang auf die Gasse. In dem Augenblick sprang Jemand hinter ihm her. Es war sein Sohn. Er umfaßte den schwankenden Vater. Wohin wollen Sie, Unglücklicher? fragte Marton. Der Vater erkannte seine Stimme. Ohnmächtig sank er in seines Sohnes Arme. Nach einer Stunde kam er wieder zu sich. Er lag auf

einem Bette. Sein Sohn hatte eine Hand, seine Frau die andere gefaßt.

O mein Vater! das war das erste Wort, was er hörte, was er aus den Lippen seines beleidigten Sohnes hörte. Er hob furchtsam das Auge auf ihn. Er sah Thränen in den Augen des Sohns. Die Thränen brachen sein Herz, und zugleich den Schmerz der Verzweiflung. Er schluchzte laut. O mein Vater! wiederholte der Sohn, und drückte seine Lippen auf seine Hand.

Noch konnte der Unglückliche nichts sagen. Er suchte sein Gesicht zu verbergen. Ich bitte dich, mein Sohn, geh, sagte die weinende Mutter, du bist zu bewegt. Er ging. Herr von Rouelle, hob die Mutter an. Ich Unglücklicher! unterbrach Rouelle sie; hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen? Es gelang seiner Frau, ihn zu beruhigen. Marton kam, und wie nun der Vater dem Sohne die Arme entgegen breitete, wie der Sohn an die väterliche Brust sank, da drang

die sanftere Reue und die Tugend gewaltig in das Herz des Vaters. Er wünschte sterben zu können für seinen Sohn. Ihre Thränen mischten sich, und des Vaters Verbrechen waren vergessen.

Welche rührende Augenblicke, da seine Frau ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod seiner Louise geworden sey, wie er gekämpft habe, seinen Vater nicht zu hassen, wie er mitten in den Schmerzen gesonnen habe, ihn zu entschuldigen! Es war dein Sohn, Rouelle; wie konnte er dich hassen? Wir lebten nun hier in Paris von dem Reste meines Vermögens und von unserer Hände Arbeit, ärmlich, bescheiden. — Ach, rief der Vater: die Grausamen! Warum wendetet Ihr Euch nicht an mich? Zweifeltet ihr, daß ich — ach, ich Unglücklicher, mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?

Nein, wir zweifelten an deiner Hülfe nicht; wir wußten, daß die schreckliche Begebenheit dich und deine Grundsätze erschüttert hatte; aber dein

Sohn, er wollte dir den Anblick des Menschen ersparen, den du so unglücklich gemacht hattest. Endlich erfuhren wir durch die öffentlichen Blätter deine Gefahr, den Haß, mit dem die Tyrannen dich verfolgten. Dein Sohn zitterte für dich. Er entschloß sich, dich zu retten. Er glaubte, du würdest in deinem Hause, bei deinem Sohne verborgen leben. Rouelle seufzte. Die Mutter fuhr fort. Er hielt diesen Aufenthalt nicht für sicher genug. Er überwand seine Bedenklichkeiten, sich vor dir sehen zu lassen. Er ging einen Abend, um dich abzuholen, und Gott sey Dank! er hatte das Glück, dich zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte seines Sohnes. Die Arbeit desselben ernährte ihn. Hier erst lernte Rouelle empfinden, welch ein Glück es ist, zu lieben und geliebt zu werden, daß es die höchste Wonne des Menschen ist, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, aufzuopfern! Wie glücklich fühlte er sich, wenn er

einen Genuß aufopfern konnte, um seinem Sohne und seiner Frau eine Stunde Arbeit zu ersparen! Hier erst lernte er, daß die Tugend das Glück, die Bestimmung des Menschen sey, nicht der Genuß.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut und Leichen bedeckte, unter dem Schwerdte der Rache. Rouelle kam, auf die Versicherungen einiger bedeutender Männer, daß er sicher seyn würde, wieder zum Vorschein. Sein Prozeß fiel glücklich aus. Er bewies, daß er immer in Paris gewesen war, und so sollte er sein Vermögen wieder in Besitz nehmen. Sein zweiter Sohn allein war damit nicht zufrieden. Er klagte seinen Vater an, daß er wirklich emigrirt gewesen sey. O Gott, rief der unglückliche Vater, wie er die Anklage las, das sind die Folgen meiner Grundsätze. Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich! und — der, den ich unglücklich machte, rettet mich. Er sank an den Busen seines edlen

Sohns. Der Prozeß war bald entschieden. Rouelle erhielt sein Vermögen. Er sah seinen zweiten Sohn. Er gab ihm die Hälfte seines Vermögens. O Unglücklicher, sagte er, ihn an seine Brust drückend, könnte ich dir die abscheulichen Grundsätze nehmen, die ich dir beigebracht habe, mit Freuden wollte ich arm seyn!

Das Opfer.

An den lieblichen Ufern des Mikichus in dem Haine Dianens irrte Phaon umher in finsterer Schwermuth. Er näherte sich dem grausamen Tempel der Göttin nicht, auf dessen Stufen noch das Blut seines Jugendfreundes klebte. Er schauderte zusammen, wenn er aus der Ferne nur die Säulen erblickte, die den Tempel trugen, und doch konnte er sich von dem Orte nicht entfernen, wo das Blut seines geliebten Freundes geflossen war. Verwünschend hob er seinen Blick in die Wolken, zu den grausamen Unsterblichen, die das schreckliche Opfer befahlen. Sonst, rief er traurig und zürnend: sonst jauchzte die Freude in dem Haine der Göttin;

Jünglinge und Mädchen tanzten hier in dem Schatten des Tempels, und die Liebe verband hier die Herzen zu noch schöneren Festen. Und jetzt? Trauer und die dumpfste Verzweiflung liegt auf meiner Vaterstadt, auf meinen Mitbürgern. O die schrecklichen Götter! Kein Herz wagt es, sich der Liebe, sich der Freundschaft aufzuschließen. O du mein theurer ermordeter Freund! Von diesem Herzen riß man dich, um dich an den Altar der unversöhnlichen Göttin, unter das Eisen des Priesters zu führen. Deine Brust voll Liebe durchdrang der Stahl. Wehe! Wehe! Dein Blut benetzte den Altar, und dein sterbendes Auge sagte noch: Hier darf man nicht lieben!

So sprach Phaon laut in dem Schmerze über seinen getödteten Freund. Er bedeckte mit der Hand die nassen Augen, und wie er sie wieder sinken ließ, so sah er drei Schritte vor sich ein junges Mädchen sitzen, die schönen Augen voll Thränen, in das blonde Haar einen Cypressen=

zweig geflochten, in ein Trauergewand die schlanke Gestalt gehüllt. Er erschrak, wie er sie erblickte; aber er konnte den Blick nicht von dem betrübten Auge des Mädchens abwenden. Er zeigte mit der Hand auf den fernen Tempel, und fragte: auch du weinst, Mädchen? Bist du aus dem unglücklichen Aroe?

Ich bin aus Aroe, antwortete das Mädchen seufzend, und furchtsam warf sie den Blick in die Gegend des Tempels. Ich wollte, mich hätte das Todesloos getroffen, setzte sie furchtsam hinzu.

Dich? so jung? so schön? Er warf den betrachtenden Blick auf das Mädchen. Wen beweinst du?

Die Spielgefährtin meiner Kindheit, antwortete das Mädchen schluchzend vor erneuertem Schmerze.

Phaon zeigte fragend auf den Tempel, und das Mädchen antwortete mit einem Seufzer und einem verzagenden Blick in die Wolken. Da trat Phaon näher, faßte des Mädchens Hand, und sagte: war-

um liebten wir, ich meinen Freund, du deine Freundin? Nein, für Freundschaft und Liebe muß unser Herz todt seyn; so wollen es die grausamen Götter. Warum liebten wir, wir Unglücklichen!

Sie giengen beide zusammen näher zu dem grausamen Tempel; sie klagten zusammen, sie flochten zusammen Kränze für die Grabhügel ihrer geopferten Freunde, und beide wiederholten: warum liebten wir Unglücklichen? Aus Aroe darf Niemand lieben! Und die Unglücklichen merkten nicht, daß in ihre gemeinschaftlichen Klagen sich ihre Herzen voll einer süßen Neigung gegen einander öffneten.

Sie hatten ihr trauriges Geschäft, die Denksäulen ihrer Freunde zu kränzen, noch nicht vollendet, da näherte mit ungewissen Schritten sich ein Greis. Er irrte zwischen den Grabhügeln traurig umher, und betrachtete sie alle mit Wehmuth. Er streute Blumen auf alle Gräber, als ob die Todten alle seine Kinder gewesen wären. Jetzt erblickte er das holde Paar auf den neuesten Grab-

hügeln, und er zitterte und wurde bleicher. Phaon sprang auf, den schwankenden Greis zu unterstüzzen; das Mädchen näherte sich ihm. Wer seyd ihr? fragte der Greis ängstlich. Aus Aroe! antwortete Phaon. Ich weine auf dem Grabe meines geopferten Freundes. Du Glücklicher! sagte der Alte; ich weine hier auf allen den Gräbern. Das Mädchen näherte sich. Auf Allen? fragte Phaon: du? auf allen?

Ich, sagte der Greis, bin der Urheber des Elendes von Aroe. Seit funfzig Jahren sehe ich jedes Jahr das schreckliche Opfer sich erneuern, das mir meine Schuld vorwirft. Ihr kennet mich nicht? Dort zwischen den wildesten Klippen am Meer steht die Behausung des unglücklichsten Menschen auf der Erde, meine Hütte. Ich bin der Vater jener Komätho. Ach, sie war reitzend, reitzend, wie du, Mädchen. Setzt euch, meine Kinder. Ich glaube, das Ende meiner Tage ist nahe. Laßt mich noch einmal die Tage meiner Ju-

gend in Eurer Mitte hervorrufen. Meine Tochter war Priesterin der Diana. Damals war Aroe glücklich, von den Göttern gesegnet. Da noch die Griechen in finstern Höhlen lebten, von sparsamen Baumfrüchten und der blutigen Jagdbeute, da baute Aroe schon das Geschenk der gütigen Ceres; der Name der Stadt ist ja ein heiliges Denkmal des Geschenkes der Göttin. Reichthum füllte unsre Mauern und Ueberfluß. Wir opferten den Göttern die Erstlinge der Früchte, den Göttern, die wir liebten, die uns segneten. Meine Tochter Komätho war Priesterin Dianens. Hier in diesem Haine sah ein Jüngling aus Aroe meine Tochter. Er liebte sie, oft besuchte er nun den heiligen Hain, und immer, wann meine Tochter erschien, hatte er die sehnsuchtsvollsten Blicke auf sie geheftet. Er gewann endlich ihre Liebe. Da warb der geliebte Menalippus bei mir um meiner Tochter Hand. Ich schlug sie ihm ab; denn ich haßte seinen Vater. Meine Tochter warf sich mir, mit allem was die

unglückliche Liebe rührendes hat, zu Füßen. Ich blieb kalt bei ihren Bitten, ich verhöhnte ihren Schmerz. Es war das schönste Paar in Aroe. Meine Freunde, meine Verwandten baten mich, den Liebenden meine Einwilligung zu geben. Vergebens. Menalippus Vater, von der Verzweiflung seines Sohnes gerührt, demüthigte sich vor mir. Ich wurde dadurch noch stolzer und härter. Da wendete meine Tochter den flehenden Blick kalt von mir ab. Sie verließ mich bebend und ging in den Tempel zurück. Menalippus schlich sich Nachts in den heiligen Hain und in den Tempel der furchtbaren Göttin. Von Schmerz betäubt, von Liebe entzückt, von der Verzweiflung hingerissen, wurde Komätho im Tempel der keuschen Diana ihres Geliebten Weib.

Noch liegt sie in seinen Armen, da verhüllt Dunkel den Himmel, Blitze zischen um den entheiligten Tempel, die Donner rollen. Die Liebenden fliegen empor, die Säulen des Tempels

beben der Blitz stürzt den Altar um, und die Bildsäule der beleidigten Göttin, Komätho, meine unglückliche Tochter, erbleicht, schreit auf, die Flammen ergreifen die Säulen. Menalippus faßt die Geliebte in seine Arme, hebt sie verzweifelnd empor, dringt mit ihr durch Rauch und Flammen. Götterstimmen verwirren ihn. Mich, mich, ruft Komätho: mich will die Göttin strafen! Laß mich! Ich bin die Schuldige! — Mich, ruft er: treffe der Pfeil der Furchtbaren! Dich will ich retten.

Er bringt sie aus dem Tempel heraus. Die Flammen wehen hinter ihnen her, vor ihnen, um die Unglücklichen zu ergreifen. Er trotzt dem Zorn der Göttin, er rettet die Geliebte. Die Bürger von Aroe, von dem furchtbaren Gewitter geweckt, sehen die hohe Flamme des Tempels. Wir eilen hieher zu löschen, zu retten; eben stürzt der Tempel zusammen, und bei seinen leuchtenden Flammen sehe ich, sehen wir alle das rührende Schauspiel, meine sterbende Tochter auf den Schul-

tern des rettenden Geliebten, der die wilden Blicke gen Himmel fürchterlich wendet, und ruft: ich bin der Schuldige, furchtbare Göttin! Schone, schone Komätho's!

Wir umringen sie. Komätho hebt das bleiche Gesicht empor, sie sieht mich. Sie verbirgt sich an dem Busen des Geliebten! Ich, ruft sie endlich, ich habe den Tempel der keuschen Göttin entweiht. Bürger von Aroe. Ich bin bestraft, die Göttin ist gerächt, und mein Geliebter schuldlos. O mein Vater! mein Vater! rief sie nun noch mit zerschmetternder Stimme mir Zitternden zu, und da hauchte sie ihr Leben an den Lippen des Geliebten aus.

Er legte sie an den Boden, betrachtete sie starr. Du! du! rief er auf einmal zu mir gewendet: du deine Härte hat sie und mich ermordet. Unsre Schatten sollen dich verfolgen, du Unversöhnlicher! und so lange du lebst, sollst du nicht aufhören, deine Tochter und mich sterben zu sehen! Das rief er, und sein Schwerdt durchstieß sein Herz, er sank

auf den Leichnam seiner Geliebten. Die Rachgöttinnen hörten seine Verwünschungen; ach! sie haben sie nur zu sehr erfüllt. Ich Unglücklicher!

Starr standen wir alle da. Meine Mitbürger glaubten, der Zorn der Göttin sey mit dem Tode der Unglücklichen versöhnt; ich allein ahnete Unglück, ich allein fühlte, daß die Verwünschungen des Menalippus schrecklich in Erfüllung gehen würden. Ich Unglücklicher bebte, bei dem mit Schmerz verzehrenden Anblicke vor meinen Augen, noch vor der Zukunft. Ich legte die beiden Liebenden in Ein Grab. Ich häufte reichliche Todtenopfer auf, die Schatten zu versöhnen. Die Stadt wurde geweiht, den Zorn der Göttin abzuwenden. Vergebens. Eine schreckliche Gluth des Himmels verdorrte unsre Ernte, zehrte den Boden aus. Was übrig blieb, schlug der Hagel nieder. Wir brachten Opfer über Opfer. Unversöhnlich blieb die Furchtbare. Hunger und Pest trieben das Elend Aroe's auf eine gräßliche Höhe. Da sandten wir

den Apollo zu fragen. Die Antwort war schrecklicher als unser Elend. Alle Jahre an dem Tage, befahl der Gott, wo das Verbrechen begangen war, sollte Aroe einen Jüngling und eine Jungfrau opfern! O die furchtbar rächenden Götter! Wie bin ich bestraft! Wie haben die Furien die Verwünschungen des Menalippus erfüllt! Ich verließ die Stadt. Zwischen jenen wilden Klippen am Meere erbaute ich mir eine Hütte, um nicht mehr Zeuge, Zeuge des allgemeinen Jammers zu seyn, der jährlich Aroe bedeckt. Funfzig Mal ist das Opfer gebracht, funfzig Mal habe ich schon meine Tochter wieder sterben sehen! Ich Unglücklicher.

Er beugte jetzt seine Stirn bis auf das Grab nieder, auf dem er saß. Dann stand er langsam auf, um die übrigen Blumen auf die Gräber zu verstreuen, ein Todtenopfer, das der Schuldige den Schatten der Unglücklichen brachte. Phaon und Herse, so hieß das Mädchen, sahen einander nach der Erzählung des Unglücklichen an. Sie

vergaßen ihren eigenen Kummer über den fremden größern Schmerz, und da sich der Greis endlich weinend an dem Grabe seiner eigenen Tochter niederwarf, den kalten Stein mit heißen Thränen benetzte, da giengen sie beide ihn zu trösten.

Sie hoben den Unglücklichen empor, sie drückten seine Hände, sie baten ihn nach seiner Hütte zurückzukehren. Sie führten ihn mit sanfter Gewalt dahin. In der Hütte umfaßte der Greis in wehmüthiger Spielerei das Mädchen, nannte sie seine Tochter, drückte sie an seine Brust, legte in der bewegten Phantasie Herse's Hand in Phaons Hand, als ob er seine Tochter dem Menalippus gäbe. Phaon und Herse lächelten gerührt über den spielenden Scherz des Greises. Sie mußten ihm, ehe sie giengen, versprechen, ihn wieder zu besuchen. Sie thaten es. Der Greis hielt sie für Bruder und Schwester. Er wußte nicht, daß sie sich einander so fremd waren als ihm.

Herse stieg mit Hülfe Phaons die Klippen hin-

ab und sie giengen beide den Weg zur Stadt. Sie redeten über das unglückliche Geschick des Greises. Sie versprachen sich ihn zu trösten, ihn zu besuchen. An der Mauer nahm Phaon von Herse Abschied. Er fragte, ihre Hand drückend, wann sie sich wieder treffen würden, um Komátho's Vater zu besuchen? Sie bestimmten den Tag; sie wollten sich am Grabe ihrer Freunde wieder finden, und Phaon verließ Herse mit den Worten: Wir Unglücklichen! nein! wir dürfen nicht lieben! Und Herse, Herse, setzte er hinzu: wen wird übers Jahr das schreckliche Loos treffen! Herse seufzte und ging zögernd, immer nach dem Jünglinge sich umsehend.

Phaon dachte den Tag über an nichts als an Komátho's Vater und die reizende Herse. Herse dachte ebendasselbe. An dem bestimmten Tage trafen sie sich wieder in Dianens Trauerhaine. Ehe sie zu dem Alten giengen, blieben sie noch einige Zeit im Haine. Sie redeten mit einander, und sie hätten beinahe den Greis über ihre Gespräche vergessen.

Sie giengen endlich zu dem Greise, der schon alle Tage auf sie mit Sehnsucht geharret hatte.

In der tiefsten Einsamkeit hatte der Greis bisher gelebt. Alle Bürger von Aroe flohen ihn als den Urheber ihres Elendes. Hier fand er endlich zwei Menschen, die ihn nicht verabscheueten, und er hieng mit gewaltiger Liebe an Phaon und Herse. Er hielt sie noch immer für Geschwister. Er nannte Hersen oft Komätho und Phaon Menalippus. Er legte oft ihre Hände in einander, und erst, da er sagte: o ich bitte Euch, umarmt Euch einmal vor meinen Augen, und Herse erröthete, da fragte er erst, wer sie wären, da hörte er erst, daß sie sich fremd waren. Aber nun hielt er sie für Liebende, und er jagte Herse eine neue Röthe ab, da er es ihnen sagte.

Phaon erröthete auch, aber Herse glühete, da sie die sehnsuchtsvollen Blicke sah, womit Phaon sie von diesem Augenblick an betrachtete. Sie scheute sich mit dem Jünglinge wieder zurück nach der Stadt

zu gehen, und sie fühlte dennoch ein heimliches Vergnügen, da Phaon aufbrach. Stumm giengen sie neben einander her, stumm und erröthend einer um den andern. An der Mauer drückte Phaon Herse's Hand, und verließ sie schweigend.

So kamen sie oft zusammen, und längst loderte in ihren Herzen die Glut der Liebe, die sie verbargen und von einander erriethen. Sie konnten nie an Dianens Tempel vorbei gehen, ohne einen Blick des Erschreckens auf einander, bei dem Anblick der Gräber, zu werfen. Dieser Blick war der Blick der besorgtesten zärtlichsten Liebe. Sie wagten es nicht, sich die Gefühle ihrer Herzen zu sagen. Wenn sie mich liebte, rief Phaon, und mich träfe das Loos! o ihr Götter! Nein, ich werde schweigen können. Wenn er mich liebte, sagte Herse seufzend: und er müßte mich sterben sehen! Nein, niemand aus Aroe darf lieben! Er hat Recht! Ich Unglückliche!

Aber ach, was sie von einander erriethen, was sie ahneten, war mehr als ihre Lippen hätten sagen können. Das Geheimnißvolle, worin sie ihre Liebe hüllten, gab ihr einen mächtigen Reiz der Sehnsucht, des Verlangens; befriedigte zwar alle ihre Wünsche, aber stillten niemals einen. Sie liebten sich noch zärtlicher, weil sie sich es nicht sagen durften, wie zärtlich sie sich liebten. Heiße Thränen füllten Herse's Augen, da Phaon einmal, und mit welcher glühenden Begierde, und auf welchen Umwegen! nach ihrem Alter forschte. Vor dem achtzehnten Jahre war kein Mädchen frei, mit um den Tod zu loosen; bis dahin durfte kein Mädchen Weib werden. Die Jünglinge waren bis ins zwei und zwanzigste Jahr an das schreckliche Loos gebunden. Noch einmal, antwortete Herse mit niedergeschlagenen Augen, ziehe ich die Loose Dianens mit. Nein, nein, rief Phaon, und faßte Herse's Hände und hob sie betend empor: nein, dich wird das Loos nicht treffen. Herse schwieg,

Phaon schwieg, sie warfen beide einen Blick eins aufs andere, und in beider Augen schwammen Thränen. Phaon erblaßte, er legte die Hand auf das Herz. Sein Auge brannte. Das Geständniß seiner Liebe schwebte schon auf seinen Lippen. Er wendete sich zitternd ab. Zitternd und trostlos schlug Herse das Auge zu Boden. Nur aus der Ferne sahen sie sich wieder an, lächelnd, als wollten sie den verzagenden Herzen Muth geben; aber das Lächeln war wie eine Blume in der Hand eines Todten.

Komätho's Vater sah die Liebe, die verborgene, stille Liebe, und den Schmerz der beiden Liebenden, die trostlose Furcht vor der Zukunft, und er zitterte; denn er liebte sie beide mit unendlicher Liebe. Alle Jünglinge und Mädchen, die geopfert waren, hatte er nicht gekannt, hatte er nicht geliebt. Sie waren ihm fremd gewesen. Aber Herse, aber Phaon? Er liebte sie, sie liebten ihn. Wenn er einen von ihnen verlieren sollte?

durch seine Schuld, durch sein Verbrechen verlieren sollte? Wenn sie ihn verließen, so folgte er ihnen bis zu dem Tempel Dianens. Hier warf sich der Greis, der funfzig schreckliche Jahre hindurch seine unversöhnliche Härte gebüßt hatte, demüthig an den Stufen des Tempels, den er nicht zu betreten wagte, nieder, und flehte die strenge Göttin an, nicht mehr zu zürnen. O du Unsterbliche! rief er: ich habe jetzt wieder eine Tochter und einen Sohn gefunden; soll ich sie zum zweiten Male verlieren? O sende, Göttin, sende den fremden König und den fremden Gott, nach dem die trostlosen Blicke aller Bürger von Aroe verlangen! So betete er alle Tage, aber trostloser gieng er immer in seine Hütte zurück. Nie sah er ein Glück weißagendes Zeichen.

Monate waren herumgelaufen. Der blutige Tag rückte immer näher. Immer glühender war die Liebe Phaons und Herse's geworden, immer nagender die Angst um die Zukunft. Sie giengen jetzt alle Tage in den Hain Dianens, weniger jetzt zu dem unglück-

lichen Vater Komátho's. Denn sie lasen in seinen wilden Augen, in den trostlosen Blicken, die er auf sie warf, in den Worten voll Angst, in seinen herzzerschneidenden Seufzern, daß das Todesloos einen von ihnen treffen würde. Ach, sie liebten sich mit unaussprechlicher Liebe. Sie saßen Tagelang mit einander im Hain. Sie wollten fröhlich thun; aber die Angst vor dem nahen Tage des Loosens lag in ihren Blicken gemalt. Verließen sie sich am Abend, so sagten sie mit bebender Stimme Lebewohl, als sollten sie sich nie wiedersehen. Sie hefteten bange Blicke voll Schmerz, voll zagender Thränen auf einander. Sie zögerten sich zu verlassen, als hätte das Todesloos schon einen von ihnen getroffen. Und dennoch trotz des mächtigen Ringens ihrer Herzen verschwiegen sie einander die Liebe, die ihr Unglück ausmachte.

Je näher der Tag kam, desto stummer wurden sie, desto inniger wurde ihr Händedrücken, desto seelenvoller ihre Blicke, desto verstohlner ihre Thränen.

Wann, das sagte er allein, wann soll das Unglück unsers Vaterlandes enden, Herse? Funfzig Jahre nun schon liegt die Verzweiflung zermalmend auf allen Herzen. Denke, Herse, denke die Väter, die Mütter, o denke dir — Er wendete sich ab. Er vollendete nicht, was er sagen wollte, die Jünglinge, die Mädchen, die sich lieben. Niemand in Aroe wagte seine Blicke auf eine Jungfrau zu heften. Niemand liebte als er allein. Aus Herse's Augen rollten Thränen der trostlosesten Angst. Verkündigte nicht Apollo, sagte sie sanft — sie wollte nur ihn trösten, sie selbst war trostlos — wann ein fremder König einen fremden Gott in den Hain Dianens brächte, dann sollte das Opfer enden, und die Göttin sey versöhnt? — Aber wann? wann? fragte Phaon ergrimmt.

Die Götter sind gütig, antwortete Herse: es ist ja noch ein Monat bis zu jenem grauenvollen Tage.

Und wenn diese Angst, rief Phaon, und legte die Hand auf die angstvolle Brust, die Götter nicht rührt, diese Angst, die tausendmal qualvoller ist

als der Tod selbst, so — O Herse, Herse! du willst mir verhehlen die Qual deiner Seele. Wenn dich, o ihr Götter, wenn dich — Er bebte, er wurde blaß, er umfaßte das Mädchen mit einem Angstgeschrei, als wollte man sie eben zum Altare schleppen. Herse stand bleich und erstarrt in seinen Armen da. Sie verließen sich seufzend.

Endlich war morgen der fürchterliche Tag des Todes. Eine Todtenstille verbreitete sich schon heute über die unglückliche Stadt. Alle Bewohner lagen betend vor den Altären ihrer Hausgötter, und beteten um Schutz, um Rettung. Die Mütter umschlangen ihre Söhne und Töchter mit liebender Wuth, und die Verzweiflung zerriß schon heute tausend Herzen. Die jungen Gatten, die noch keine erwachsene Kinder hatten, sahen in dem allgemeinen Schmerze die Verzweiflung voraus, die nach einigen Jahren auch sie treffen würde. Sie drückten die lächelnden Säuglinge an die schlagenden Herzen. O hätte ich nie geboren! riefen heute

viele Mütter. Die unglücklichen Schlachtopfer des morgenden Tages fühlten alle den Tod heute schon tausendmal. Die Göttin hatte furchtbar die Entweihung ihres Tempels an den Bewohnern von Aroe gerächt, mit der Verzweiflung eines ganzen Volks.

Herse allein wand sich aus den Armen ihrer jammernden Aeltern, um an die noch jammervollere Brust ihres Geliebten zu versinken. Sie fand ihn zwischen den Grabsäulen der Geopferten. Wie er sie erblickte, hob er sich matt empor, und kam ihr langsam entgegen. Herse! sagte er mit sinkender Stimme: kömmst du noch einmal, mich zu sehen? Morgen! und mit diesen Worten warf er den kalten Schauer des Todes über Herse's Seele. Die Farbe verschwand vor ihrem Gesichte, das Auge erlosch, die Knie zitterten; sie sank an seine Brust, die kaum noch schlug.

Jetzt entriß ihnen die höchste Angst das Geständniß ihrer Leidenschaft. Ich liebe dich, Herse! ich

liebe dich, Phaon! riefen sie beide zugleich, schluchzend, zagend, vergehend. Aber nun schlangen sie die Arme um einander, preßten Brust an Brust, Lippe an Lippe. Ach, die Liebe schüttete ihre Entzückungen zum ersten Male nicht auf die ersten Küsse der Liebe, die Verzweiflung warf ihre kalten Schrecken in diese Umarmungen. Jetzt erst waren sie elend, da sie die Worte Geliebter! Geliebte! aussprachen. Wir Thörichten! rief Phaon, ein Jahr lang hätten wir glücklich seyn können, Herse, und nun sind wirs erst in dieser schrecklichen letzten Minute, geliebte Herse!

Herse sah ihn sterbend an, es war als ob er ihr Urtheil spräche. Sie weinte nur, sie drückte sich wieder in seine Arme, als wollte sie keine Minute verlieren. Komm, komm, Phaon! laß uns die Göttin anflehen, das allgemeine Elend zu endigen. Sie warfen sich an dem Altare der Göttin mit den Stirnen in den Staub nieder.

Da kam Komätho's Vater aus dem Haine da-

her. Wild war sein Gang, blitzend der Blick, die weißen Locken flogen wild um die Schulter. Betet nicht! rief er schon von weitem: es ist vergebens. Ihr, ihr, meine Kinder, seyd die unglücklichen Opfer! Meine Liebe ist Euer Verderben. Mich verfolgt die Furchtbare! nicht Euch! Er riß Hersen, die bei den Unglücksworten erstarrte, in die Höhe. O, meine Tochter, hätte ich dich nie gekannt! O ihr Götter, so verliere ich zum zweiten Male meine Kinder! Jetzt blitzten seine Augen aufs neue. Seine Sinne verwirrten sich. Ein Dolch blitzte in seiner erhobenen Hand. Ich, ich komme, rief er: dein Rachopfer, unsterbliche Göttin. Ich habe zu lange gezögert, es dir zu bringen. Hier sank er schwach zwischen den Gräbern nieder. Phaon wollte ihn nach Hause führen; aber der Greis riß sich wild aus seinen Armen. Morgen, rief er: die Unglückliche! Morgen sehe ich dich! Morgen, wann — Er zeigte mit einem starren Blicke auf Herse, dann verschwand

er auf einmal mit wildem Angstgeschrei in den dunkelsten Theil des Hains.

Dieser Auftritt hatte der Liebenden Furcht in Gewißheit verwandelt. Die Götter redeten aus ihm, sagte Herse mit leiser Stimme. Wir sterben zusammen! antwortete Phaon. Langsam giengen sie den Weg zur Stadt zurück. Auf einmal hielt Phaon die wankende Herse fest. Der Gedanke an eine Flucht mit Herse hatte sich schnell in seiner Brust erhoben. Herse sah ihn an, errieth seinen Gedanken, seufzte: die Flüche unserer Mitbürger, der Zorn aller Götter würde uns verfolgen. Wir sterben zusammen, Phaon, wen auch das Loos trift!

An der Mauer sanken sie noch einmal einer in des andern Arme. Lange standen sie so, dann flüsterten sie beide ein leises Lebewohl, und sie schwankten jeder nach Hause.

Der schreckliche Morgen brach an. Mit dem ersten Strahle der Sonne verließen alle Bewoh-

ner der Stadt zögernd ihre Häuser. Mit Kornähren die Locken durchflochten, in festliche Opfergewande gehüllt; ach nur die bleichen Gesichter, nur die verweinten Augen, nur die lautlose Stille, die auf den Boden gehefteten Blicke feierten die Trauer des Tages, versammleten sie sich. Ein leises Schluchzen unterbrach nur von Zeit zu Zeit die angstvolle Stille. In den Armen der Mütter giengen die Söhne und Töchter die Gassen zu dem Thore hinauf. Hier vor dem Thore sammleten sie sich. Eine obrigkeitliche Person verlas hier die Namen der Loosenden mit gedämpfter Stimme, und nur ein Angstgeschrei zeigte bei jedem Namen, daß der Verlesene da war.

Nun zog das Chor der Schatten weiter in den Hain Dianens, langsam, furchtbar langsam, als wollten sie die schreckliche Minute verzögern. Phaon schwankte an Herse's Seite, und sie reichte ihm die bebende Hand vor den Augen Aller. Das überwältigte den Jüngling. Er sah daraus, sie

hielt sich für das Opfer. Der Sterbende achtet nun der Sitte nicht mehr. Er warf sich an Herse's Seite nieder, und Herse sank in seine umschlingenden Arme.

Herse! Geliebte! Phaon! Geliebter! Wir Unglücklichen! Diese lauten Worte rissen den allgemeinen Schmerz in ein lautes Angstgeschrei hervor. Der Anblick der ohnmächtigen Geliebten in den zitternden Armen des Geliebten war zu rührend. Jeder vergaß seine Angst, um die Angst Phaons zu theilen. Langsam zog der Zug weiter. Auf einem freien Platze im Haine Dianens standen die beiden Urnen mit den Todesloosen, eine für die Jünglinge, die andere für die Jungfrauen. Zwischen beiden Urnen kniete Komätho's unglücklicher Vater. Er hob das erblaßte Gesicht langsam empor, wie er die Schritte der Kommenden hörte. Wie er Hersen erblickte, sprang er auf. Er stürzte zu ihren Füßen. Er sagte: verzeihe, meine Tochter! Nein, ich überlebe dich nicht.

Und du, mein Sohn, er wendete sich an Phaon, auch du überlebst sie nicht. Da gebot der Oberpriester mit weinender Stimme Stille. Die Mädchen stellten sich um die Urne. Er verlas laut den ersten Namen. Eine bebende Hand streckte sich langsam aus nach der Urne. Die laut betende Mutter unterstützte das schwankende Mädchen, das in die Urne griff. Die zitternde Hand kam wieder zurück, Mutter und Tochter verschlossen die Augen, die schwarze Kugel nicht zu erblicken. Es war weiße Kugel. Leben und Farbe kehrte auf einen Augenblick in die Wange des Mädchens zurück; aber nun sank die Gerettete ohnmächtig vor Freude nieder mit der ohnmächtigen Mutter.

Endlich wurde der Name Herse verlesen. Sie warf den letzten Blick auf Phaon. Fest den Blick auf ihn geheftet, griff sie in die Urne. Sie zog die Hand hervor. Wehe! wehe! rief Phaon, da er die schwarze Kugel in der weißen Hand Herse's erblickte, und Herse, ohne die Todeskugel zu se-

hen, fiel an seine Brust, die Kugel rollte in den Staub.

Da sprang Komátho's Vater auf; er hatte vor der Urne gekniet. Sie ists! sie ists! Deine Flüche, Menalippus, gehen erst jetzt in Erfüllung. Meine Komátho stirbt noch einmal! Wehe! wehe! Ein lautes Angstgeschrei stieg gen Himmel. Da ergriff Phaon mit der linken Hand, mit der rechten hielt er Hersen, die zweite Urne, warf sie um, die Kugeln rollten hervor. Er ergriff die schwarze, hielt sie empor, und rief schrecklich: Ich habe gewählt! ich sterbe! ich sterbe mit meiner Geliebten! Herse schlug das Auge auf, sie sah die schwarze Kugel in Phaons Hand, und sie schauderte ängstlich zusammen. Alles schrie vor Entsetzen und Bewunderung.

Was zögert ihr noch? rief Phaon wild. Er hob die schwache Hand auf, und trug sie näher dem Tempel, dem Altare. Wir sterben zusammen, rief Komátho's Vater, und zuckte den Dolch.

Sie näherten sich dem Tempel. Die Priester sanken an den Altären der Göttin nieder. Väter, Mütter, Kinder, die Geretteten, alles sank ringsum nieder und betete. Nur Phaon, nur Herse, standen Brust, an Brust, in enger Umarmung. Niemand hörte das gewaltige Brausen des Meers, Niemand den furchtbaren Sturmwind, der in den Wolken heulte; Niemand sah die Wellen, die hoch und gewaltig ans Ufer rollten. Alles betete; die Flamme auf dem Opferaltare loderte empor. Der Priester ergriff mit bebenden Händen den Opferstahl. Noch immer stand Phaon in Herse's Armen, und bedeckte mit seinem Körper den Priester und den Altar. Der Priester ermannte sich. Er hob den Fuß, zu den Opfern zu treten. Da erschreckte ein furchtbares Geschrei die Anwesenden. Ists nicht genug? rief eine schreckliche Stimme. Noch nicht genug? Götter! Wohin irre ich! Hier bin ich an den brausenden Strömen der Unterwelt! Die Flammen verfolgen mich! O du

mitternächtliches Dunkel, weich! weich! Er stürzte unter den Bäumen hervor. Wild flog sein Haar um seine Schultern, seine Hände hielt er tappend vor sich, seine Füße schwankten. Ihm folgten langsam mitleidige Gefährten, sie trugen eine kleine Kiste. Der Unglückliche hatte den Verstand verloren. Alle Blicke hefteten sich auf ihn, nur Phaon und Herse standen in ihrer Umarmung da, den Tod erwartend, und hörten nicht.

Jetzt sank der unglückliche Fremde auf den Rasen nieder. O den Göttern sey Dank! riefen seine Gefährten: nun kömmt er wieder zu sich. Er schlug nach einem Augenblicke die Augen auf, sah bestürzt um sich her, langsam wendete er die Blicke rings um sich; dann auf den Altar. Ein Strahl der reinsten Freude stieg in sein Auge. Er warf sich seinen Gefährten in die Arme. Ich habe, rief er: das Ziel meiner Leiden erreicht. Wie ist mir? Meine Augen sehen wieder, meine Ohren hören. Ich erkenne Euch, geliebten Freunde! O, rief er,

und trat auf den Priester zu: feiert ihr hier ein heimisches oder ein fremdes Opfer? — Leider ein fremdes, antwortete der Priester seufzend: da stehen die Opfer der Göttin. O ihr Götter, rief der Fremde entzückt: so bin ich gerettet! Die Götter sind versöhnt! Hört mich, Griechen, Jonier seyd ihr nach eurer Kleidung. Hört mich. Ich bin von jetzt an Euer Mitbürger nach dem Befehle Apollo's. Bringt den Kasten, meine Freunde. Ich bin der thessalische König Eurypylus.

Hier sprang Komätho's Vater, erwartend, zitternd hinzu. Ein fremder König! rief er laut, die Hände emporstreckend, über das Volk hin. Das Orakel wird erfüllt! O rede weiter, rede weiter! fremder König!

Wir eroberten Troja. Die unglückliche Kassandra, ihr Vaterland zu rächen, warf diese Kiste, die meine Freunde dort halten, auf meinen Weg. Ich finde sie, ich öffne sie. Sie enthielt die Bildsäule eines Gottes. Ich betrachte sie, und Dun=

kel schlägt mein Auge. Meine Sinne verwirren sich. Ich sehe Flammen rings um mich her. Ich erkenne nichts mehr. Mein Verstand war dahin. So irrte ich wahnsinnig von dem Anblicke des Gottes über Meer und Land. Ein Sturm trieb mich ans Land. Wir wußten nicht, wo wir waren. Es war der Busen von Krissa. Meine Gefährten bringen mich nach Delphi. Mein Wahnsinn verläßt mich einen Augenblick. Ich frage den Gott. Er antwortet: da würde mich der Wahnsinn verlassen, wo ich ein fremdes Opfer bringen sähe; da sollte ich wohnen und die Bildsäule des Gottes weihen. O nehmt mich auf! nehmt den Unglücklichen auf!

Da schrie Komátho's Vater auf, er flog zu Phaon, zu Herse. Ihr seyd gerettet! rief er laut. Das Opfer hört auf, die Göttin ist versöhnt, der Götterspruch erfüllt. Phaon und Herse hörten, Ihre Augen funkelten. Sie fragten, Eurypylus antwortete. Das Volk rief: gerettet! Manche zweifelten noch. Da öffnete der König die Kiste,

zog die Bildsäule hervor. Niemand kannte sie. Es war Bacchus in einer fremden Gestalt. Das Volk warf sich nieder und betete zu ihm unter dem Namen Aesymnetes. Der Name blieb dem Gotte. Jetzt riefen auch die Priester: gerettet! die Göttin ist versöhnt! der Götterspruch erfüllt! Ein fremder König! ein fremder Gott! Herse und Phaon, ihr seyd frei!

Da stürzten die beiden Liebenden laut jauchzend einander in die Arme, da umringten sie Alle, und jauchzten mit ihnen, und warfen sie mit Blumen. Ach, die Freude machte jetzt Hersen eben so schwach als vorhin die Verzweiflung. Sie hing nur mit einem leisen Lächeln in Phaons Armen.

Eurypylus trat dem liebenden Paare näher. Ihr habt mich gerettet, sagte der König: und seine Gefährten brachten köstliche Geschenke, Troja's Beute, und Eurypylus legte sie zu ihren Füßen. Phaon wendete den dankbaren Blick auf den König, und sagte: Du gabst mir die Geliebte

meines Lebens! Wie soll ich dir danken? – Sey mein Sohn, sagte der König, und mein Erbe. Ich rettete dich, du mich. Die Götter haben unsre Herzen an einander geknüpft. Herse und Phaon wurden bald verbunden. Eurypylus baute sich da eine Hütte, wo er gelandet hatte, und die Liebenden wohnten bei ihm. Am Ufer des Milichus baute Aroe dem fremden Bachus einen Tempel. Nach Jahrhunderten noch feierte Aroe den glücklichen Tag, der sie von dem schrecklichen Opfer befreite. An diesem Tage gehen alle Kinder aus der Stadt, mit Kornähren bekränzt, in Opfergewanden, die beiden Urnen mit den tödtlichen Loosen in ihren Armen, in den Tempel der versöhnten Diane. Hier hängen sie der Göttin die Kränze auf. Dann baden sie sich in den klaren Wellen des Milichus, kränzen sich mit Epheu, singen die Rettung Herse's und Phaons, und die Ankunft des Königs, und so gehen sie zu dem Tempel des Bachus des Königs. Dort opfern sie. Dann beten sie an

Eurypylus Grabmale. Es lag da, wo seine Hütte stand, nicht weit vom Tempel Dianens.

Eurypylus, Herse, Phaon und Komätho's glücklicher Vater lebten, erzählt die Sage, lange Jahre noch glücklich zusammen, und keinen Tag vergaßen Herse und Phaon das Grab zu besuchen, wo sie sich zuerst gesehen hatten, und den Göttern zu danken, daß sie sich gefunden, geliebt hatten, und daß sie gerettet wurden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Neue moralische Erzählungen

Bd.: 5

Berlin 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149(5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090180-3
VD18 15448649-001